

Br. Javlickovo  
Telephon 67.  
nachts 6797.  
Telegramm-Adresse:  
Sozialdemokrat, Prag II.,  
Javlickovo nám. 32.  
Boklchekami 57344.

Inserate werden laut Tarif  
billig berechnet. Bei ständigen  
Einschaltungen Preisnachlass.

# Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei  
in der tschechoslowakischen Republik.

**Bezugs- Bedingungen:**  
Bei Zustellung ins Haus  
oder bei Bezug durch die  
Post  
monatlich . . . Kz 16.—  
vierteljährlich . . . 48.—  
halbjährig . . . 96.—  
ganzzährig . . . 192.—  
Abstellung  
von Manuskripten erfolgt  
nur bei Einlegung der  
Retourmarken.  
Erscheint mit Ausnahme  
des Montag täglich früh.

## Bürgerkrieg?

Nach dem Umsturz in Deutschland hielten sich die Monarchisten und alldutschen Reaktionsäre feige in den Mäuselöchern verkrüppelt und viele Monate hindurch hätte keiner von ihnen gewagt, über die neue republikanische Staatsform auch nur ein abträgliches Wort zu sagen. Die jahrelange Duldung und das Versagen der Staatsmacht gegenüber ihrem dann immer herausfordernderen Treiben hat sie kühn gemacht, so daß sie jetzt gar kein Hehl mehr daraus machen, worum es ihnen geht: um die Erwürgung der Republik, verbunden mit blutiger Niederswerfung der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, als der Hauptstütze der Demokratie und der republikanischen Staatsform. Der Bombenanschlag auf das sozialdemokratische Parteiblatt in Münster und noch mehr die Flucht des Rapp-Butschisten Ehrhardt haben die Situation hell erleuchtet, haben gezeigt, daß die reaktionären Banditen trotz des republikanischen Schutzgesetzes keinen Augenblick ihre Pläne aufgegeben haben und daß sie nun den Augenblick gekommen glauben, um loszuschlagen zu können. Die täglich sich verschlechternde, verzweifelt gewordene Lebenshaltung der Arbeitermassen läßt auch die Radikalen und Butschisten von links Morgenluft wittern, die denn auch von Moskau aus unter der Leitung des Obergauflers Nadel im Zeichen des Nationalbolschewismus zur Einheitsfront mit den Hakenkreuzlern zusammenzuführen gesucht werden. Kaum jemals war die Spannung in Deutschland so groß wie gegenwärtig, da die Arbeiterpartei im Ruhrgebiet einen schweren opferreichen Kampf gegen den Einbruch des französischen Imperialismus führt. Während dieses Abwehrkampfes an der Ruhr, den die Arbeiterpartei führt, damit bei einem Siege des französischen Militarismus die Republik nicht untergehe, suchen im Innern des Staates die Radikalen von links und Rechts die Situation zuzuspitzen und rüsten, so daß der Befürchtung vor schweren inneren Erschütterungen kaum mehr die Berechtigung abgesprochen werden kann. Die Frage eines Bürgerkriegs ist geradezu Diskussionsgegenstand geworden und man kann angesichts der Vorbereitungen von beiden Seiten nicht mehr sagen, daß ihr bloß theoretische Bedeutung zukommt.

An der so bedrohlichen Steigerung der Gefahr der blutigen Selbstzerfleischung der deutschen Nation hat besonders die Regierung Cuno ihr vollgerüstet Maß von Schuld. Es wird wohl niemand glauben, daß sie den Bürgerkrieg will, wie man auch nicht annehmen kann, daß sie es auf die Beseitigung der republikanischen Staatsverfassung abgesehen hat, aber die Duldung, mit der sie die unterirdischen Wühlereien der rechtsbolschewistischen Verfassungsgegner begleitet, macht sie im höchsten Grade mitschuldig. Da ist insbesondere die Antwort des Reichsfinanzlers bezeichnend, die er dem deutschbolschewischen Reichstagsabgeordneten Wulle auf eine Interpellation gab, in welcher dieser die heuchlerische Frage stellte, was die Reichsregierung zu ihm gedenke, um „den bevorstehenden Bürgerkrieg zu verhindern“. Um vor den offenkundigen Vorbereitungen des faszistisch-deutschbolschewischen Gesichts zum Losschlagen abzulenken, stellte sich Herr Wulle in seiner Interpellation über die Rüstungen der Kommunisten, die angeblich mit Wissen des sozialdemokratischen preussischen Ministers des Innern, Severing, in Preußen, Sachsen und Thüringen den Bürgerkrieg organisieren, und er richtet an den Reichsfinanzler das „dringende Ersuchen“, alle Schritte zu unternehmen, die geeignet sind, unabsehbares Unglück von Deutschland abzuwenden. Die in dieser Interpellation liegende Methode ist ebenso unverständlich wie alt: es ist der bekannte Gaunertrick des Diebes, der sich verfolgt sieht und sich als Verfolger aufspielt. Anstatt nun dem Herrn Wulle auf die dreiste Heuchelei die entsprechende Antwort zu geben, ließ Herr Reichsfinanzler ein paar salbungsvolle Redensarten los, die bedachtam den Hauptschuldigen an den unaufhörlichen Bürgerkriegs-

## Die Feuerungstrawalle in Breslau.

Jordauer der Unruhen. — Gewerkschaftlicher Ordnungsdienst, an dem sich auch Kommunisten beteiligen. — Die Urheber der Unruhen — rechtsradikale Elemente.

Breslau, 20. Juli. (Wolff.) Die Feuerungsunruhen sehten gegen Abend von neuem ein. In einigen Gaststätten, Cafés und Konditoreien wurden die Schaufenster zertrümmert und die Läden vollständig ausgeplündert. Um einhalb 10 Uhr waren die Unruhen noch nicht vorüber.  
Der Oberpräsident der Provinz Niederschlesien hat über Stadt und Landkreis Breslau den verschärften Ausnahmezustand verhängt. Darnach sind Versammlungen unter freiem Himmel untersagt, während Versammlungen in geschlossenen Räumen 24 Stunden vorher angemeldet werden müssen. Zuwiderhandlungen werden mit Gefängnis von mindestens drei Monaten und Geldstrafe bis zu zehn Millionen Mark bestraft. Ferner hat der Polizeipräsident in Breslau eine Befehlsmachung erlassen, wonach die Polizei angewiesen ist, mit allen Mitteln gegen Ausschreitungen vorzugehen. Hunderte von Verhaftungen seien bereits vorgenommen worden und mehrere Plünderer ums Leben gekommen. Die Bevölkerung wird dringend ermahnt, sich nicht unnötigerweise auf der Straße aufzuhalten. Ansammlungen sind verboten. Der Ausschank von Branntwein usw. in Schankwirtschaften ist bis auf weiteres untersagt.

Der allgemeine deutsche Gewerkschaftsbund hat sich erboten, die Schuppolizei bei der Aufrechterhaltung der Ruhe und Ordnung zu unterstützen. Die Behörden haben das Angebot angenommen.

\* \* \*

Berlin, 21. Juli. Die Berichte der sozialistischen Blätter über die Feuerungsunruhen in Breslau lauten weit ernster. Dem „Vorwärts“ und der „Roten Fahne“ zufolge trugen die Ausschreitungen zum Teil einen ausgesprochen antisemitischen Charakter, indem vorzugsweise die Geschäfte jüdischer Ramensträger geplündert wurden. Hunderte von Geschäften seien vollständig zerstört worden. Der „Vorwärts“ meint, wenn auch ein Teil der Arbeitslosen und Jugendlichen mitwirkte, so seien doch die eigentlichen Urheber in rechtsradikalen antisemitischen Kreisen zu suchen. Der „Roten Fahne“ zufolge gab es mehrere Tote und eine große Anzahl Verwundeter. Nach den letzten Meldungen des Blattes, die von Mitternacht datieren, dauerten in dieser Stunde die Schieberereien noch an. Die bürgerliche Selbstschutz hat sich der Regierung und der Polizei zur Verfügung gestellt. Daraus folgert das Blatt, daß die faszistischen Provokateure zuerst die Unruhen herbeiriefen, um dann als Retter zu erscheinen.

\* \* \*

Berlin, 21. Juli. (Eigenbericht.) Die gestrigen Lebensmittelunruhen in Breslau, die sich heute in geringerem Maße fortsetzten, haben bis jetzt sechs Todesopfer und zahlreiche Verletzte gefordert. Sie sind ein Zeichen für den Ernst der gegenwärtigen Situation. Die ungeheure Lebensmittelteuerung, die alles bisher dagewesene weit übertrifft, bewirkt, daß sich das, was sich gestern in Breslau ereignete, leicht auch in anderen Gegenden des Reiches wiederholen kann. Die Gewerkschaften tun zwar alles, um durch Erhöhung der Löhne die Anpassung an die Teuerung herbeizuführen, aber weite Bevölkerungsschichten können organisatorisch nicht erfasst werden und sind der völligen Verelendung ausgesetzt. Es besteht kein

Zweifel, daß die Rechtsradikalen diesen Umständen sich zunutze machen und mit Hilfe der sozial am schlechtesten gestellten Kreise diese Unruhen hervorrufen, um der Regierung Schwierigkeiten zu machen. Auch in Breslau scheint von nationalsozialistischer Seite provoziert worden zu sein, denn die Plünderungen tragen vornehmlich antisemitischen Charakter. Der Besonnenheit der politischen und gewerkschaftlich organisierten Arbeiter ist es zu danken, wenn die Ruhe in Breslau so schnell wiederhergestellt werden konnte. Auch die Kommunisten haben sich am Ordnungsdienst beteiligt. Es ist allerdings fraglich, wie lange die Organisationen noch die Massen in der Hand halten können.

drohungen aus dem Wege gehen und die Versicherung enthalten, daß es die Regierung „an pflichtmäßiger, ernster Aufmerksamkeit nicht fehlen lasse“. Kein Wort der Verurteilung der rechtsbolschewistischen Wühlereien, kein Wort über die von der Reaktion fieberhaft betriebene militärische Ausbildung zahlreicher junger Männer und keines über den offen betriebenen Ankauf von Pistolen, Revolvern und anderen Waffen. Die Reichsregierung hat im Augenblick der höchsten Gefahr, zu deren Vornahme das einzige Mittel bleibt: die Entwaffnung der faszistischen Banden, nur leere Deklamationen übrig. Garinädig ignoriert sie auch die Unruhen der Hitlergardien und ihrer Protektoren in der bairischen Regierung. Vor den Hitler und Stahl zeigt die Reichsregierung noch immer einen heiligen Respekt, der nicht kleiner geworden ist, seitdem gerichtsordnungsmäßig erwiesen wurde, daß das völkische Gefindel sich durch französisches Geld bestechen ließ, um Bayern vom Reich zu trennen.  
Nun ist es ja sicher, daß auch die Kommunisten ihre Zeit für gekommen glauben und ihr Herr Nadel, dieser größte Schwindler unter der Sonne, hat den Ton dazu angegeben, daß sich Sowjetlern und Hakenkreuz vereinigten müssen, um den französischen Imperialismus mit Gewalt an der Ruhr zu bestegen. Er war es, der mit der Kunst seiner betrügerischen „revolutionären“ Dialektik die Kreuzung von Kommunisten und Hakenkreuzern empfahl, und um sich diesen anzubiedern, wußte er die schönsten Tiraden auf Schlageter, „den tapferen Soldaten der Gegenrevolution“ vorzutragen. Seine Wühlereien sind bei den Rechtsbolsche-

## Die Wirtschaftsrechnung in der sozialistischen Gesellschaft.

Von Dr. Jacques Donnat (Wien).

Auf dem kürzlich in Wien abgehaltenen zweiten Kongress der freien Gewerkschaften Deutschösterreichs hat Dr. Wilhelm Ellenbogen einen Vortrag über die Entwicklung der Gemeinwirtschaft in Oesterreich gehalten. Seine Ausführungen gipfelten in der Überzeugung, daß sich auf dem Boden der Gemeinwirtschaft die nächste Etappe des Sozialismus, seine ersten praktischen Gehversuche abspielen werden. Was hierzu vor allem nötig sei, sei eine neue Jugend, die in die Praxis der Sozialisierungsepoche mit einer durch theoretische Bildung geläuterten Erfahrung eintreten müsse. Gerade die unmittelbare Mitwirkung an der Leitung des Produktionsprozesses schaffe so viele neue Probleme, daß ihre theoretische Bewältigung der kommenden Generation die lohnendsten Aufgaben biete. Ellenbogen hat in diesem Zusammenhangem gleich auch ein Beispiel anführen können, indem er auch die Aufmerksamkeit des Auslandes verdient. Es ist die als erstes Heft des 5. Bandes der bekannten, von Max Adler und Hilferding herausgegebenen Marxstudien erschienene Abhandlung von Otto Leichter: Die Wirtschaftsrechnung in der sozialistischen Gesellschaft (Verlag Volksbuchhandlung, Wien 1923, 112 Seiten). Otto Leichter ist trotz seiner Jugend in der sozialistischen Publizistik kein Unbekannter. Seine Aufsätze im „Kampf“ und in der Züricher „Roten Revue“, seine Monatsberichte über die Lage der Weltwirtschaft in der Zeitschrift der österreichischen Gewerkschaftskommission „Arbeit und Wirtschaft“, aber auch die Erfahrungen, welche er als Sekretär der größten gemeinwirtschaftlichen Zentral-Deisterreichs, des Arsenal, zu sammeln reichlich Gelegenheit hatte, lassen ihn schon lange zu einer größeren wissenschaftlichen Arbeit berufen erscheinen. Mit dem nun vorliegenden Erstlingswerk hat er die Erwartungen nicht enttäuscht. Einem sehr sachlichen und sehr trockenen, abseits vom Wege schillernden Erfolgshascherei liegenden, aber für die Zukunftsaussichten sozialistischen Werdens vielleicht schicksalsbedeutenden Thema hat Leichter so erfreuliche Resultate abgewonnen, daß der geistige und moralische Erfolg, den er dabei für sich herausgeschlagen hat, zugleich auch ein geistiger und moralischer Erfolg der sozialistischen Bewegung selbst ist.

Das Problem, um das es sich in dem Buche dreht, ist kurz gefaßt folgendes: Wie immer eine sozialistische Gesellschaft organisiert sein wird, sie wird einer sorgfältigen Buchführung und bedürfen (und ebenso jeder ihrer Betriebe), aus der ganz deutlich jederzeit zu ersehen sein wird, wieviel ein Betrieb bekommen, wieviel er ausgegeben, wieviel er genommen oder zugesetzt hat. So klar das ist, so unklar war bisher, wie diese zweifellosen Notwendigkeit wirtschaftlicher Rechnungslegung in der sozialistischen Gesellschaft Erfüllung zuteil werden soll. Diese Schwäche der sozialistischen Position ist von ihren Widersachern auch weidlich ausgenutzt worden. Nicht nur der marxistische, unernte M i f e s, sondern auch ein so tiefer Geist wie Max Weber hat an dieser wunden Stelle scharfe Kritik geübt. Dazu kommt noch der Umstand, daß im eigenen Lager des Sozialismus die Lehmeinungen über diese Fragen sehr geteilt waren. Insbesondere hat Otto K e u r a t h durch den radikalen Lösungsvorschlag, eine Wirtschaftsrechnung in der sozialistischen Gesellschaft überhaupt überflüssig zu machen, indem man ganz einfach das Thermometer der Wirtschaftsrechnung, den bösenwetzlichen Geldzerschläger, nur neue Verwirrung hervorgerufen. Ihm ist schon K a u t s k y in seinem großen Werk „Die proletarische Revolution und ihr Programm“ energisch entgegengetreten. Aber auch Staatsky hat schließlich nur auf die Notwendigkeit einer geordneten Wirtschaftsrechnung in der sozialistischen Gesellschaft verwiesen, ohne jedoch selbst einen positiven Vorschlag zu unterbreiten.

Es ist klar, daß eine Organisation, die nicht rechnet, auch nicht wirtschaftet, und eine Organisation, die nicht wirtschaftet, schließlich Bankrott machen muß. Darin also ist die Bedeutung dieses Problems für den Aufbau der sozialistischen Gesellschaft begründet. Der sozialistischen Wirtschaft fehlt der Markt. Und gerade dieser Markt ist es, welcher in der kapitalistischen Gesellschaftsordnung zum Hebel der Wirtschaftsrechnung und Kostenkalkulation wird. Zwei Motore treiben den Mechanismus der kapitalistischen Wirtschaft an: die Triebkräfte dieser beiden Motoren treffen sich auf dem Markt. Der eine Motor ist die Hungerpeitsche, welche aus dem Arbeiter und Angestellten in Werkstatt, Fabrikssaal, Kontor und Bergwerk den Mehrwert herausholt und



der andere Motor ist der Profit, welcher das  
Vermittel für den Unternehmer ist, die Funktion  
des Produktionsleiters zu übernehmen. Beide  
Motoren sind mit einander durch das Prinzip der  
Konkurrenz verflochten und ihre Frucht ist die heu-  
tige Form der Preisbildung und Kostenberech-  
nung.

Wenn nun der Markt wegfällt — und in  
einer sozialistischen Wirtschaft muß er das wohl  
—, so geht damit scheinbar auch das Organ ver-  
loren, welches die Automatik der Preisregulie-  
rung besorgt und damit erst die Möglichkeit schafft,  
ökonomisch zu rechnen. Welchen Ersatz kann  
die marktlose Gemeinwirtschaft hierfür bie-  
ten? Die Antwort, die Leichter darauf  
zu geben hat, klingt zunächst einigermaßen para-  
dox: Die Gemeinwirtschaft braucht gar keinen  
Ersatz. Denn sie hat, wenn sie den Markt ver-  
liert, damit durchaus nicht das Organ wirtschaft-  
licher Kalkulation verloren — und auch der  
Kapitalismus könnte noch immer buchhalterisch  
falschieren und seine Güterbewertung durchfüh-  
ren, selbst wenn ihm durch ein nationalökonomi-  
sches Wunder der Markt entzogen würde, was  
er freilich aus anderen Gründen, nämlich als  
Verlust seines ureigensten Wesens nicht überle-  
ben könnte. In sich jedoch ist es gar nicht wahr,  
daß der Markt das Behiel ist, mittels dessen sich  
die Verbindung von Produktion und rationeller  
Kostentechnik vollzieht; der Markt ist gar nicht  
jener Hebel der Wirtschaftsprüfung, als welcher  
er gemeinhin gilt. Diese Lösung des Problems  
ist eine Lösung nach dem Grundsatz: Kommt Mo-  
hammad nicht zum Berg, so kommt der Berg zu  
Mohammed; hat der Markt keinen Raum in der  
sozialistischen Gesellschaft, so stecken umgekehrt die  
Jellen der sozialistischen Wirtschaft bereits in der  
Marktwirtschaft. Leichter deutet den Fetisch-  
charakter des Marktes auf und weist nach,  
daß auch in der kapitalistischen Gesellschaft die  
Kostenberechnung der erzeugten Güter der Preis-  
bildung auf dem Markt vorangeht. Die Kosten-  
kalkulation erfolgt nicht erst auf dem Markt, son-  
dern ist dortselbst schon vollzogen und wird  
dort höchstens durch den Zuschlag eines Durch-  
schnittsgewinns berichtigt. Einer solchen ganz  
gleichgültigen Kostenkalkulation ohne und vor  
dem Markt ist aber auch und erst recht die sozia-  
listische Gesellschaft fähig, wobei lediglich anstelle  
des Gewinns des Privatwirtschaftenden die „Ge-  
neralunkosten“ zur Verbesserung und Erweite-  
rung der Betriebe eingesetzt werden. Nicht die  
sozialistische Wirtschaft verliert den Markt, son-  
dern die kapitalistische Wirtschaft bedient sich sel-  
ber schon sozialistischer Prinzipien der Kostenbe-  
rechnung. Man könnte fast sagen, es sei die in-  
ökonomische gewandte laut-opernmanische Umschre-  
nung, wonach sich nicht das Sternchen um den  
Zuschauer, sondern der Zuschauer um das Ster-  
nenchen drehe, nicht der Verstand sich nach den  
Gegenständen, sondern die Gegenstände nach dem  
Verstand richten.

Mit der Enttarnung des Markt fetischismus ist  
die wichtigste Aufgabe, die sich Leichter gestellt  
hat, gelöst (leider können wir hier nur die Lösung  
selbst mitteilen und nicht auch den lehrreichen  
und auch methodologisch interessanten Weg dazu).  
Aber damit allein ist Leichter noch nicht am Ende.  
Denn nun bleibt noch jene andere Frage, die,  
wie schon erwähnt, durch Neuraths Theorien so  
aktuelle Bedeutung erlangt hat, übrig, nämlich  
die Frage, ob die Möglichkeit der Rechnungsle-  
gung in einer sozialistischen Gesellschaft bereits  
zugegeben, dazu auch ein Wertmesser im Sinne  
unseres heutigen Geldes zur Verfügung stehen  
müsse, weil nur ein solcher Wertmesser die kristal-  
lene Klarheit und Durchsichtigkeit rechnerischer  
Operationen gewährleisten kann. Die Neu-  
rath'sche Naturalwirtschaft, welche bewußt den  
Wertmesser des Geldes ausschaltet, würde also  
mit einem Schlag die von Leichter eben erst ge-  
wonnene Proviemantik einer sozialistischen Wirt-  
schaftsprüfung überhaupt, von neuem heraufbe-  
schwören und alles, was Leichter durch seine  
Untersuchungen theoretisch sichergestellt hat, prak-  
tisch abermals gefährden. Der zweite Teil von  
Leichters Buch ist daher darauf angelegt, das so-  
zialistische Geld zu konstituieren. Bei diesem  
Bestreben findet er ein etwas leichteres und gang-  
bareres Geld vor, insofern als er sich da zum

Teil auf die Vorarbeit anderer stützen kann, nicht  
nur Kautskys („Proletarische Revolution und ihr  
Programm“), sondern auch Karl Marxens selbst  
(„Kritik der politischen Ökonomie“, in dem Ab-  
schnitt, der sich mit der Theorie von John May  
auseinandersetzt). Aber selbst auf diesem bereits  
eifriger durchforschten Gebiet behauptet Leichter  
noch seine originelle Note und vertritt, wenn  
auch nicht restlos überzeugend, so doch tempera-  
mentvoll und unter Aufbringung gewisser Wahr-  
scheinlichkeiten seinen eigenen, in der Frage des  
von ihm verfolgten Arbeitssystemes  
von Kautsky abweichendem Standpunkt.

Dieses und manches andere auf dem uns  
zur Verfügung stehenden knappen Raum leider  
nicht näher zu erörternde Detail des gedanken-  
reichen Buches ist für das erstrebte Endergebnis  
schließlich nicht ausschlaggebend. Das entschei-  
dende Verdienst des Buches, das ihm sehr hoch  
angerechnet werden muß, liegt darin, daß hier  
eine äußerst wichtige Waffe im Kampf um den  
sozialistischen Aufbau geschaffen worden ist: die  
sozialistische Wirtschaftsordnung frant nicht länger  
an der Unordnung ihrer Kalkulationsgrund-  
lagen, die sozialistische Wirtschaftsordnung wird  
ihre Wirtschaftsprüfung genau so gut zu orga-  
nisieren verstehen, wie der Kapitalismus!

### Inland.

Einen Hilferuf an die tschechische Bauern-  
schaft richtet in der „Deutschen Landpost“ der  
deutschagrarische Parteihauptling Hilmer, der  
Geschäftsführer der Organisation der deutschen  
Landwirte Mährens. Er bittet die tschechischen  
Bauern, sich um Gottes willen der deutschen  
Bauern anzuschließen, denen etwas Schreckliches  
bevorstehe! Man spreche angeblich davon, daß  
der Preis für neues Korn nur 65 K, der Preis  
für neues Weizen nur 90 K betragen werde.“  
Diese fürchterliche Gefahr müsse unbedingt dadurch  
abgewehrt werden, daß man jede Einfuhr aus-  
ländischen Getreides unterfagt, oder vielmehr  
durch hohe Zölle den Preis des inländischen Ge-  
treides schütze und womöglich die Ausfuhr von  
Getreide forciert. Der sachkundige Herr Hilmer  
behauptet, daß wir unseren Getreidebedarf selbst  
decken können, wo er doch wissen könnte, daß die  
Tschechoslowakei nur 75 Prozent ihres Weizen-  
bedarfes im Inland erzeugen kann und daß die  
fehlenden 25 Prozent unbedingt eingeführt werden  
müssen. Wenn sich der Herr Hilmer darüber be-  
klagt, daß die Industrieartikel durch hohe Zölle  
geschützt sind und die Industrieerzeugnisse dadurch  
im Preise hochstehen, während der Preis des Ge-  
treides dem Weltmarktpreis angepaßt ist, hat er  
darin vollständig recht. Aber das Mittel, um die-  
ses Mißverhältnis zwischen den Preisen landwirt-  
schaftlicher und industrieller Artikel auszugleichen,  
besteht nicht darin, daß man alles tue, um auch  
die Preise der landwirtschaftlichen Bedarfsartikel  
in die Höhe zu schrauben, sondern daß die Bau-  
ern und die Arbeiterschaft gemeinsam eine all-  
gemeine Herabsetzung der Zölle  
durchsetzen, damit auch die Industrieartikel billi-  
ger werden, damit der Bauer billigere Sensen  
und Mähmaschinen bekomme. Als die Regierung  
Stechla gebildet wurde, schien es, daß sich die  
Agrarier zu dieser Erkenntnis durchgerungen  
hätten. Denn damals verlangten sie eine Herab-  
setzung der Zölle der Industrieartikel, damit das  
Gleichgewicht zwischen landwirtschaftlicher und  
industrieller Produktion hergestellt werde. Jetzt  
scheinen sie längst davon abgekommen zu sein und  
die Einführung von hohen Zöllen auf Getreide  
und Wehl erscheint ihnen als ihr Evangelium.  
Dieses Ziel, das zugleich die Senkung der Le-  
benshaltung der Arbeiterschaft bedeutet, werden  
aber die Herrschaften nicht erreichen. Sie müssen  
sich schon dazu entschließen, den Kampf gegen die  
hohen Industriezölle, welche ohnehin zu einem  
immer größeren Hindernis der Handelsbeziehun-  
gen der Tschechoslowakei zum Ausland werden,  
aufzunehmen. Die Ausgleichen zwischen Preisen  
der Industrie und landwirtschaftlichen Artikeln  
kann nicht auf der Grundlage von hohen Prei-  
sen, sondern nur von niedrigen Preisen  
erfolgen.

Der Konfiskations-Standal. Keine Woche,  
kein Tag vergeht ohne Konfiskationen proletari-  
scher Blätter. Vorgestern erschien das kommuni-  
stische „Rude Pravo“ mit einem einzigen weichen  
Fleck über die ganze erste Seite, gestern wieder  
verfiel unser Reichenberger Parteiblatt der Be-  
schlagnahme. Aus einem Auffatz „Der Jen-  
sa“ ist eine volle Spalte konfisziert. Dies der  
tägliche Brauch in diesem Staate, dessen heftigste  
Verfechter ihn als ein „Vollwerk der Demokratie“  
in Mitteleuropa bezeichnen und unter einer Re-  
gierung, in der sieben Sozialisten sitzen.  
In täglicher Uebung wird die Pressefreiheit ge-  
nebelt und verhöhnt, ohne daß die tschechischen  
Sozialdemokraten, die in diesem Kabinett mit vier  
Ministern vertreten sind, auch nur ein Wort  
des Protestes sprächen. Diese Tatsache macht die  
empörende Konfiskationspraxis zu einem Sta-  
ndal, über den noch mancherorts und mancherlei  
zu reden sein wird.

Wißt in der nationaldemokratischen Partei.  
Wie das „Ceste Slovo“ zu melden weiß, haben  
die Geesätze in der nationaldemokratischen Par-  
tei an Schärfe zugenommen. Die Opposition in  
der Partei richtet sich vor allem gegen die zwei  
nationaldemokratischen Minister. Ob diese Re-  
dicht des „Ceste Slovo“, das im Hinblick auf die  
kommenden Gemeindevahlen in der letzten Zeit  
gegen die Nationaldemokraten scharf Stellung  
nimmt, der Wahrheit entspricht, bleibt dahinge-  
stellt. Sicher ist jedenfalls, daß sowohl gegen die  
Finanzpolitik des Ministers Wecla, als auch gegen  
die Hochschulpolitik des Handelsministers Ro-  
vat, welche die Tschechoslowakei in handelspoli-  
tische Konflikte mit mehreren Staaten gebracht  
hat, auch in den Kreisen der tschechischen In-  
dustrie immer mehr Stimmen laut werden. Die  
Folge der Geesätze soll bereits sein, daß Dr.  
Kramarsch von der Leitung des Zentral-  
organs der Partei, den „Narodni Listy“ zur ü-  
getreten ist.

Die journalistischen Methoden des „Vor-  
wärts“. Unser Dresdener Parteiblatt die  
„Volkzeitung“ ist, wie wir schon meldeben, dieser  
Tage einer Fälschung zum Opfer gefallen,  
indem sie meldete, daß der Parteivorstand der  
Sozialdemokratie Deutschlands die Bildung ge-  
meinsamer proletarischer Hunderts-  
schaften mit den Kommunisten empfohlen  
hätte. Da unser Dresdener Berichterstatter diese  
falsche Information übernahm, stellten auch wir  
darauf die Sache richtig. Das sieht aber den  
Reichenberger Vorwärts nicht an. Gestern Sam-  
stag leitartikelte er über „die gemeinsamen Pro-  
letarierhundertchaften in Deutschland“, berief  
sich auf die erste Fälschung, die er sei-  
nen Lesern auch jetzt noch für bare Münze hin-  
gibt, obwohl wir bereits am Freitag die Fä-  
lschung in einem Telegramm feststellten. Darin  
hieß es unter anderem, daß im Rundschreiben  
des Parteivorstandes der V.S.P.D.

„gerade die entgegengesetzte Auffassung ver-  
treten, daß ein gemeinsames Arbeiten  
mit den Kommunisten unmöglich sei.  
Die kommunistische Presse hat diese Fälschung be-  
reits für Parteizwecke mißbraucht;...“

Diesen Mißbrauch treibt der „Vorwärts“  
weiter; er fälscht weiter, unterdrückt bewußt  
die Wahrheit, um die kommunistische Arbeiter-  
schaft irreführend. Es erübrigt sich, derartige  
journalistische und politische Methoden näher zu  
kommentieren.

Das „Rude Pravo“. Herrmann Bahr und  
die Sozialdemokratie. Das „Rude Pravo“, das  
scheinbar in der Sommerzeit und in den politi-  
schen Ferien in Verlegenheit geraten ist, wo es  
seine täglichen Argumente gegen die Sozialdemo-  
kratie hernehmen soll, hat nun einen Verbündeten  
in dem in den Schoß der alleinseligmachenden  
Kirche zurückgekehrten Dichter Herrmann Bahr  
gefunden. Herrmann Bahr soll sich nämlich un-  
angstigt folgendermaßen geäußert haben: „Wenn  
wir keine Sozialdemokratie hätten, hätten wir  
tatsächlich die soziale Revolution gehabt.“ Für  
diesem Ausspruch bekommt Herrmann Bahr vom  
„Rude Pravo“ das Zeugnis, daß er ein geist-  
voller Mensch ist. Die Wahlverwandtschaft  
zwischen dem kommunistischen Zentralorgan und

dem kirchlichen Dichter scheint daher zu kommen,  
weil Bahr ebensovieler Wandlungen durchgemacht  
hat, als die kommunistische Partei der Tschecho-  
slowakei seit ihrem Bestande Parolen ausge-  
geben hat.

Ungünstige Straferkenntnisse der politischen  
Behörden. Das oberste Verwaltungsgericht hat  
mit dem Erkenntnis vom 12. Mai 1922, Zahl  
6380, erkannt: „Das Verfahren in den den poli-  
tischen Behörden zugewiesenen Strafsachen (Mini-  
sterialverordnung vom 5. März 1858, R.-G.-Bl.  
Nr. 34.) beruht auf dem Grundsatz der Münd-  
lichkeit und Unmittelbarkeit.“ Das  
Verwaltungsgericht hob mit dieser Begründung  
ein Straferkenntnis der politischen Behörde auf,  
weil der Beschuldigte weder von der politischen  
Behörde selbst einvernommen, noch ihm das Er-  
kenntnis von dieser Behörde schriftlich verkündigt  
worden war. Es wird also mit Aussicht auf Er-  
folg gegen jedes Straferkenntnis einer politischen  
Bezirksbehörde rekurrirt werden können, wenn  
die Einvernahme des Beschuldigten  
entweder überhaupt nicht oder zwar vor  
dem Gemeindeamte, aber nicht bei der poli-  
tischen Behörde selbst erfolgt ist, oder  
wo das Erkenntnis dem Beschuldigten nicht münd-  
lich bei der politischen Behörde, sondern nur  
schriftlich oder beim Gemeindeamte verkündigt  
worden ist.

### Gegen die neuerliche Herabsetzung der Arbeitslosenunterstützung.

In der dieswöchentlichen Sitzung der Exe-  
kutive der Zentralgewerkschaftskommission des  
Deutschen Gewerkschaftsbundes wurde von den  
Vertretern bei einer Besprechung im Ministerium  
für soziale Fürsorge am 14. Juli Bericht erstat-  
tet. In der genannten Besprechung, an welcher  
Vertreter der drei Gewerkschaftszentralen teilnah-  
men, ferner Regierungsvertreter aus dem Mini-  
sterium für soziale Fürsorge und dem Finanzmi-  
nisterium erhoben die Vertreter des Deutschen  
Gewerkschaftsbundes gegen die willkürlichen  
Rückungen der Arbeitslosenunter-  
stützung, welche von der Regierung in der letz-  
ten Zeit vorgenommen wurden, Protest. Es ist  
bezeichnend, daß diese Rückungen von der Re-  
gierung durchgeführt wurden, ohne die gesetzlichen  
Vorbereitungen zu erfüllen. Alle übrigen Ge-  
werkschaftsvertreter stimmten diesen Ausführun-  
gen zu. In besonderen wendeten sich dann die  
Vertreter der Gewerkschaftsverbände gegen die  
Bestimmungen des letzten Erlasses des Mi-  
nisteriums für soziale Fürsorge vom 29. Juni,  
welcher folgenden Wortlaut hat:

Ministerium für soziale Fürsorge.  
G. J. 32.900/III C.—1923.  
Prag, am 29. Juni 1923.

Betrifft: Einheitliche Regelung der Höhe der  
Arbeitslosenunterstützung an länger als sechs Mo-  
nate in Unterstühtungsbezuge stehende Personen.  
An alle politischen Bezirksverwaltungen in Böh-  
men, Mähren und Schlesien und alle Bezirksämter  
(administrative Behörden I. Instanz) in der Slo-  
wakei.

Dem Ministerium für soziale Fürsorge wur-  
den Beschwerden überreicht, daß Personen, welche  
ihren gesetzlichen Anspruch auf Arbeitslosenunter-  
stützung für die Dauer von sechs Monaten erschöpft  
haben, im dritten und vierten Quartal die Ar-  
beitslosenunterstützung ungleichmäßig bemessen  
wird und wurde das Ersuchen gestellt, der Unter-  
stützungssatz solle erhöht werden; besonders schmerz-  
lich wurde die generelle Herabsetzung des Unter-  
stützungsausmaßes auf 50 Prozent empfunden.  
Unter Berücksichtigung des gegenwärtigen Standes  
der Arbeitslosigkeit als auch der traurigen Lage der  
Arbeitslosen, bestimmt das Ministerium für so-  
ziale Fürsorge mit Zustimmung des Finanzmini-  
steriums, daß in der Zeit von 6—9 Monaten, so-  
weit die Arbeitslosenunterstützung auf Grund spe-  
zieller, im Einvernehmen mit dem Finanzmini-  
sterium erteilter Ermächtigungen ausgegahlt wird,  
weiterhin in allen Fällen in der Höhe von 75 Pro-

### Die Statue.

Von Martin Aletti. (Einzig berechnigte Ueberset-  
zung aus dem Ungarischen von Stefan J. Aletti.)  
Wenn der Registrar Mats Nikolitsch das  
Zimmer des Herrn Steuerkontrollors betrat,  
pochte jedesmal sein Herz auf beim Anblick jener  
kleinen Bronze Statue, die sich auf dem Schrank  
zwischen verstaubten Büchern verbarg. Die  
Statue stellte einen Reiter dar. Ein billiger  
Fand, der überall für einige Kronen erhältlich  
war, doch wurde Mats Nikolitsch gerade von die-  
sem Reiterbildnis gereizt. Man hätte schier  
sagen können, daß es ihn uzte. Es war, als biete  
sich ihm die Statue unverbümmt an, forderte ihn  
auf, sie aus dem Staub zu entführen. Wenn  
Mats Nikolitsch vor dem Steuerkontrollor stand,  
vergaß er oft die Augen auf der Statue, die in  
ihm eine schmerzliche Sehnsucht erweckte. Häufig  
fiel ihm die Statue auch während des Mittag-  
essens ein. Da hielt er dann im Essen inne,  
es wurde ihm ganz warm, er empfand ein  
schwindeliges Gefühl. Und Abends stellte er sich  
vor, wie schön es wäre, wenn der Reiter daheim  
in seinem Stübchen stünde, auf dem Schrank,  
zwischen den beiden Blumenstöpseln.  
Mats Nikolitsch war Junggeselle und lebte  
seit zehn Jahren bei einer altlichen Frau in  
Wien. Diese Frau besaß zwei Kanarienvögel,  
eine weiße Kape sowie eine Turteltaube und die

Sorge um diese Tiere füllte ihr ganzes Leben  
aus. Nikolitsch war ihr behilflich, wo er konnte;  
besorgte den Tieren das Futter. Oft debattierten  
sie darüber, ob es dem Kanarienvogel nicht  
schade, wenn er am Abend lange im Licht lie-  
ge, und was man der Turteltaube zu essen geben  
sollte. Ueber diese Fragen berieten sie weit-  
schweifig. Aber nichts konnte ihn den kleinen  
Reiter vergessen machen. Wenn er im Bette  
lag, sah er den Reiter Schurken auch schon in  
seiner Stube und da verfant Nikolitsch in einen  
ruhigen, tiefen Schlaf. Mühsam wurde er erst  
in der Frühe, wenn er die Statue suchte, aber  
nicht fand.

Und eines Tages kam ihm der Gedanke,  
was denn geschähe, wenn er die Statue einfach  
fortnähme. Vielleicht weiß überhaupt keiner,  
daß sie auf dem Schrank steht. Sicherlich hat sie  
der frühere Steuerkontrollor dort vergessen; der  
hatte für diese Dinge ein Herz. Er wird sie  
vom Schrank nehmen, in die Tasche stecken, heim-  
tragen. Aber — — — das wäre Diebstahl, wäre  
Diebstahl. Und die Moral lehrt uns doch: stiehl  
nicht, lüge nicht, auf daß du dein Haupt ruhig  
zum Schlaf hinstellen kannst.

Eines Nachmittags befand er sich allein im  
Amtsgebäude; er suchte einen alten Akt, der sich  
gerade in jenem Bündel befand, das auf dem  
Schrank lag. Gerade neben der Reiterstatue.  
Nikolitsch betrachtete die kleine Statue, setzte sie  
dann mit einer unwillkürlichen Bewegung in die  
Tasche. Als er die Treppe hinunter ging, blickte  
er sich um, ob ihm jemand folge? Er sah nie-

manden. Hörte aber trotzdem, daß ihm einer  
auf den Fußspitzen nachschleiche. Daheim stellte  
er die Statue auf den Schrank und ergöhte sich  
den ganzen Abend an ihr.

Am nächsten Tag fragte ihn die Hauswirt-  
tin, woher er die Statue habe. Nikolitsch wurde  
verwirrt, wußte nicht, was zu erwidern. Er  
kann doch nicht sagen, daß er sie gekauft habe,  
denn das wäre eine Lüge. Und er kann auch  
nicht sagen, daß er sie einfach heimgebracht habe.  
Was soll er antworten?

„Sie haben sie wohl im Kaufhaus geholt?“  
— fragte sie. Nikolitsch bejahte, stellte aber gleich  
bei sich erschrocken fest, daß er es nun auch schon  
übers Herz bringe, zu lügen — und er begann  
sich zu schämen. Die kleine Statue jedoch befand  
sich in seinem Besitz. Abends stellte er sie  
auf den Tisch und betrachtete, wie schön sich das  
Bierbeine aufbaume, wie stolz es die beiden Vor-  
derbeine vorstrecke. Der Reiter — er mochte  
irgendem Held sein — blickte kühn vor sich. O,  
wie prachtvoll ist diese Statue! Doch stiepe vor  
ihm auch schon wieder die Frage auf, was ge-  
schähe, wenn jetzt jemand ins Zimmer käme und  
ihn fragte: „Woher hast Du, Mats Nikolitsch  
diese Statue?“ Woher? Was würde er ant-  
worten? Und der andere nähme sie in die Hand,  
betrachtete sie und sagte: „Du hast sie gestoh-  
len!“

Schweig badete seine Stirne, er stellte die  
Statue zurück, ging zu Bett und lauschte die  
halbe Nacht, ob jemand komme.

Während der Arbeit hörte er oft Stimmen,  
bernahm dann klar, deutlich das Wort: „Dieb!“  
Einmal suchte der Steuerkontrollor etwas auf  
dem Schrank. Nikolitsch erschau!... Jetzt, jetzt  
wird er es bemerken. Doch geschah nichts, er  
bemerkte nichts. Um seine Ruhe jedoch war es  
geschehen. Die Vögel machten ihm keine Freude  
mehr, auch die Kape belustigte ihn nicht, er sah  
traurig im Zimmer und stierte vor sich.

„Ich bin also zum Dieb geworden“ — dachte  
er — zum Dieb.“  
Wenn auf der Straße ein Dieb eskortiert  
wurde, hatte Nikolitsch das Gefühl, daß er an  
Stelle des Diebes einerschreiten müßte. Be-  
gegnete er aber einem Polizisten, so kam er fast  
in Verführung, ihm alles zu erzählen.

Er beschloß, die Statue zurückzutragen. Er  
wird sie in die Tasche stecken und in einem un-  
beobachteten Augenblick wieder auf den Schrank  
stellen. Aber auch dies bedeutete neue Angst.  
Vielleicht fällt sie ihm auf der Straße aus der  
Tasche oder aber er läßt sie gerade in dem Augen-  
blick fallen, da er sie zurückstellen will. Jemand  
bernimmt den Lärm, ertappt ihn, deckt das Ganze  
auf.

Das viele Grübeln ließ ihn völlig abmagern.  
Die Wirtin fragte ihn auch, was ihm fehle.  
Empfahl ihm, Milch zu trinken und Bissen zu  
nehmen. Das wird ihn sicherlich gesund machen.  
Nikolitsch versprach, beides zu tun. Oft blickte  
er von der Arbeit auf, lauschte, ob von ihm die  
Rede sei. Und einmal bemerkte er, daß hinter  
seinem Rücken Zeichen gemacht werden. Sie



zent der im § 4 des Gesetzes vom 12. August 1921 (S. 322, angeführten Höhe ausbezahlt wird. Die Unterstützung in dieser Höhe kann grundsätzlich nur Familienernährern zuerkannt werden. In der Dauer von 9-12 Monaten unter den sonst gleichen Bedingungen wie für das dritte Quartal dürfen wie bisher über Auftrag des Finanzministeriums in allen Fällen in der Höhe von 50 Prozent die im Paragraph 4 festgesetzten Unterstützungen zuerkannt werden.

Als Familienernährer sind nicht nur Personen zu betrachten, welche als Familienoberhaupt gemäß des bürgerl. Gesetzes erklärt werden, sondern auch jene, welche für die Befährtin, eigene oder Stiefkinder sorgen, als auch Personen, welche für andere, zur Erwerbsarbeit unfähige Familienmitglieder (Eltern, nichterwachsene Geschwister) sorgen.

Die Bestimmungen dieses Rundschreibens treten mit dem 9. Juli 1928 in Gültigkeit.

Für den Minister: Dr. Rosenkranz m. p.

Die entpörende Tatsache, daß durch diesen Erlaß gegen die Bestimmungen der Paragraphen 4 und 18 des Gesetzes vom 12. August 1921 über die Arbeitslosenunterstützung, die Unterstützungsbeträge herabgesetzt und neuerlich hundert Arbeitslose aus der Unterstützung ausgeschaltet werden, wird noch verschärft, indem durch die demagogische Wortstellung des Erlasses die Verfügung als eine Wohltat für die Arbeitslosen hingestellt wird. Richtig aber ist, daß die Regierung sich herausnimmt, gegen die Vorschrift des Paragraphen 18 des genannten Gesetzes die Unterstützung herabzusetzen, ohne Anhörung des Gutachtens der Gewerkschaften, ohne daß die Arbeitsverhältnisse sich gebessert oder die Preise der Lebensbedürfnisse gesunken wären. Nur wenn diese Gründe und Vorbedingungen vorhanden sind, kann nämlich nach der Bestimmung des Gesetzes das Ministerium für soziale Fürsorge die Unterstützungshöhe herabsetzen. Der Inhalt des Erlasses gibt die Möglichkeit, daß nach einem halben Jahre nur Familienernährer noch die Unterstützung bekommen und Familienangehörige und alleinstehende Arbeiter, Arbeiterinnen und Angestellte ausgeschaltet werden. Der Erlaß ist im Gegensatz zu seinen schönen Worten jeder sozialen Erwägung bar und ausschließlich als ein brutaler fiskalisches Akt zu bezeichnen.

Die Regierungsvertreter gaben sich bei der erwähnten Besprechung auch gar keine sonderliche Mühe, andere Argumente für den Erlaß zu finden. Sie begründeten den Erlaß lediglich damit, daß der Kredit für die Arbeitslosenunterstützung zu Ende geht. Es ist also der Regierung wohl möglich, ohne Parlament die Arbeitslosen verhungern zu lassen und ein vom Parlament beschlossenes Gesetz zu verletzen, nicht aber neuen Kredit flüssig zu machen. Mit Recht erhoben die Gewerkschaftsvertreter gegen die Vertreter der Regierung den Vorwurf, daß sie bewußt diesen Zustand in der Arbeitslosenunterstützung mit herbeigeführt haben, da sie seinerzeit, als im Parlament der höhere Kredit beantragt wurde, sich gegen die Kenntnis der tatsächlichen Höhe der Arbeitslosigkeit auf die Seite des Antrages der Regierungskoalition gestellt haben.

Die Exekutive beschloß gegen diesen widerrechtlichen Akt der Regierung die notwendigen Schritte zu unternehmen und sich zwecks gemeinsamem Vorgehen an die tschechische Gewerkschaftszentrale zu wenden. Gleichzeitig werden die Verbandszentralen und die Kreisgewerkschaftskommissionen die notwendigen Mitteilungen erhalten. In der Besprechung der Angelegenheit wurden Merkmale zutage gefördert, die zu der offenen Anfrage an die Regierung nötigen.

Steht die ganze Aktion der gewaltsamen Aufhebung der Arbeitslosenunterstützung im Zusammenhang mit den Plänen der Industriellen nach weiterem Lohnabbau? Besorgt vielleicht die Regierung teilweise die Geschäfte der Unternehmerorganisation?

Auf diese Frage ist eine Antwort der Regierung dringend notwendig!

ahnen etwas — dachte er — und senkte traurig den Kopf. Er beschloß, sich von diesem Alpdruck zu befreien. Er wird über die Brücke gehen und die Statue ins Wasser werfen. Das wird das Beste sein. Es bleibt keinerlei Spur zurück und alles kommt wieder in Ordnung. Er streifte die Statue in die Tasche und streifte der Brücke zu. Seine Unruhe wurde immer stärker, der Kopf schmerzte ihn, und als er die Brücke erreichte, senkte er laut auf: „Mein Gott! . . .“

Er trat auf die Brücke. Wieb in der Mitte stehen. Blicke ins Wasser hinab. Ermutigte sich: „Jetzt.“ Griff bereits in die Tasche.

Jemand berührte seine Schulter: „Mein Herr, Sie werden doch so etwas nicht tun!“ Er packte Nikolitsch beim Arm und führte ihn über die Brücke. Rahn ihm das Wort ab, daß er nicht Selbstmord begehen werde und wollte ihm Geld geben. Nikolitsch vermochte sich kaum heimzuschleppen. Jetzt hatte er bereits die kleine Statue. Sie stand da, als wollte sie ihn verhöhnen. Der Reiter schaut ihn spöttisch an, das Pferd neigt ihn. Ohnmächtig kauerte er auf dem Stuhl, konnte nicht einmal mehr denken, nur der Kopf schmerzte ihn furchbar. Er fühlte, daß er es nicht mehr lange so aushalten könne. Dachte daran, den Fall niemandem zu erzählen und einen Rat einzuholen, doch mühte er ja damit beginnen, daß er gestohlen habe . . . Das aber geht nicht . . . Was kann er tun? Er will noch eines versuchen. Abends, wenn auf der Straße nur noch wenig Leute gehen, wird er die Statue einfach fortwerfen.

# Englands Antwort den Allierten überreicht.

London, 21. Juli. Wie die Blätter melden, sind der Entwurf der Antwort an Deutschland und die Mantelnote gestern abends in endgültiger Form der französischen, der belgischen, der italienischen und der japanischen Botschaft sowie der amerikanischen Botschaft zur Information zugestellt worden. Die Dokumente wurden nach Brüssel durch einen Sonderkurier weiterbefördert. „Times“ glauben zu wissen, daß der Entwurf der Antwort bei der Besprechung zwischen dem Premierminister und Lord Curzon am Donnerstag beträchtlich abgeändert und verbessert worden sei. In der endgültigen Form habe er gestern die einmütige Zustimmung der Kabinettsmitglieder erhalten. In dem Mantelmemorandum werde angedeutet, daß eine baldige Antwort erwünscht sei.

## Der Inhalt der Note.

London, 21. Juli. (Havas.) Die von der englischen Regierung vorbereiteten Noten werden im wesentlichen den Vorschlag auf Ernennung einer Expertenkommission enthalten, deren Ursprung in der Reparationskommission wäre, und die die Aufgabe hätte, die Verhältnisse in Deutschland zu studieren und Vorschläge zur Lösung des Reparationsproblems zu machen. In der Antwort an Deutschland werde das Bedauern über den passiven Widerstand im Ruhrgebiete ausgesprochen werden. In der Begleitnote werde Frankreich empfohlen werden, die Okkupation im Ruhrgebiete unsichtbar zu machen, wobei seitens Deutschlands bestimmte Garantien geboten würden.

Bis auf die Frage der Ernennung des Experten Ausschusses stimmen die Berichte der Blätter über die englischen diplomatischen Noten im ganzen überein. „Daily Express“ melde, die englische Regierung erkläre im Begleitschreiben Frankreich, sie sei nicht in der Lage, von Deutschland die Einstellung des passiven Widerstandes zu fordern es wäre denn, daß Frankreich sich bereit erkläre, die Frage der Berechtigung der Ruhrbesetzung dem Haager Internationalen Gerichtshof vorzulegen, und dessen Entscheidung anzunehmen.

„Daily News“ erklärt, England schlage Deutschland vor, es würde Flug handeln, wenn es den passiven Widerstand aufgeben würde. England gebe Frankreich den Rat, die Okkupation im Ruhrgebiete weniger fühlbar und streng zu gestalten. Außerdem gebe England zu verstehen, daß es bereit sei, über die Frage der alliierten Schulden in vernünftigem Geiste zu verhandeln.

„Westminster Gazette“ schreibt, die britischen Aktenstücke enthalten auch die Bedingungen, unter welchen Großbritannien seine Forderungen gegen Frankreich, Belgien und Italien streichen würde. Außerdem werde der Wunsch nach einer Mitarbeit Amerikas betont.

Haag, 21. Juli. Diesige Blätter melden aus London, der Inhalt der englischen Note werde auch den Vertretern der Niederlande, Schweden und Norwegen bekanntgegeben werden.

Paris, 21. Juli. Dem „Petit Journal“ zufolge hatte der deutsche Geschäftsträger gestern nachmittags eine Unterredung mit dem politischen Direktor am Quai d'Orsay.

## Der Entwurf in Paris übergeben.

Paris, 21. Juli. (Havas.) Der Duais d'Orsay erhielt heute Mittag den Entwurf der englischen Antwort an Deutschland auf das deutsche Reparationsangebot vom 7. Juni. Das Ministerium des Äußeren wird über den Inhalt dieses Dokuments absolute Geheimnisse wahren. Ebenso wird es sich die notwendige Reserve über den weiteren Verlauf der eben stattfindenden Verhandlungen aufheben. Sobald Ministerpräsident Poincaré den Entwurf studiert hat, werden durch Vermittlung der beiderseitigen Gesandtschaften die Verhandlungen mit der belgischen Regierung über das weitere Vorgehen sofort aufgenommen.

## Französische Antwort Ende nächster Woche.

London, 21. Juli. (Tsch. P. B.) Reuter meldet aus Paris, es werde angenommen, daß Poincaré und Jaspar Anfang nächster Woche zu einer Konferenz mit Poincaré nach Paris kommen werden und daß daher mit der Entsendung der französischen Antwort nach London ungefähr für Ende nächster Woche gerechnet werden könne. Da, wie verlautet, die französische Regierung die gleiche Zurückhaltung beobachten werde wie die britische, werde keine offizielle Erklärung über die französischen Ansichten bezüglich der britischen Note erwartet, bevor sich nicht die Antwort in britischen Händen befinde. Die für morgen erwartete Rede Poincarés wird keine Antwort auf die britische Note bedeuten. Sie sei bereits Donnerstag entworfen worden.

# Musland.

## Warum Rußland das Meerengenabkommen unterschreibt.

Tschitscherin erhielt eine Depesche des Sekretariats der Lausanne Konferenz, in welcher Rußland aufgefordert wurde, Delegierte zur Unterfertigung der Konvention betreffend das Meerengenregime am 24. Juli zu entsenden, oder falls diese Frist zu kurz erscheinen würde: bis zum 14. August nach Konstantinopel. Im Falle des Nichteinlangens einer präzisen Antwort bis zum 20. Juli wird die Konferenz dafür halten, daß Rußland sich geweigert hat, die Konvention zu unterfertigen. In diesem Falle wäre Rußland berechtigt, später zu erklären, daß es der Konvention beitrete und seine Vertretung in der Meerengenkommission wünsche.

Tschitscherin erklärt in seiner an das Sekretariat der Lausanne Konferenz gerichteten Antwort: Die Sowjetdelegation hat der Konferenz zahlreiche Beweise geliefert, daß sie den aufrichtigen Wunsch hegt, an der Vereinbarung eines

An einem nebligen Abend packte er den furchtbaren Reiter, stülpte sich den Rockträger hoch und zog aus, um seine Freiheit zu erringen. Er blickte sich um. Sah niemanden. Wollte das Mädchen gerade hinstellen, als sich aus dem Nebel die Gestalt eines Polizisten mit Pflkelhaube löste. Nikolitsch wurde es bang ums Herz. Der Polizist wird ihn anreden, wird auf ihn zutreten, seine Taschen durchsuchen und ihn aufs Revier bringen. Nikolitsch ging weiter, bog eilig in eine Nebengasse ein. Kaum daß er dies getan hatte, tauchte auch schon der Polizist auf. Nikolitsch beschleunigte seine Schritte. Der Polizist folgte ihm. Nikolitsch begann zu laufen. Rannte heimwärts. Beim Tor angelangt, schien ihm, daß von allen Seiten Polizisten kommen, auf ihn zurennen . . .

Die Ärzte vermochten nicht zu sagen, was Nikolitsch fehle. Er hatte hohes Fieber, ah nicht, sprach irr. Binnen zwei Wochen hatte ihn die Krankheit vernichtet.

Nach dem Begräbnis wurde im Amt über Nikolitsch gesprochen.

Der Steuerkontrollor fragte:

„Von was für einer Statue sprach denn der arme Nikolitsch immerfort?“

Keiner vermochte es ihm zu sagen . . .

dauernden Friedens im Nahen Osten mitzuarbeiten. Die einladenden Mächte haben jedoch trotzdem nicht den Wunsch geäußert, mit der Delegation zu tatsächlichen Verhandlungen zusammenzutreten. Dadurch, daß die Meerengen Kriegsschiffen von Mächten geöffnet wurden, welche in den betreffenden Gewässern nicht verankert sind, sind die Sowjetküsten bedroht, und es ist außerdem den Hauptmächten die Möglichkeit gegeben, in Konstantinopel eine Militär- und Marinebasis gegen Rußland zu errichten. Durch dieses Vorgehen sind zugleich die Lebensinteressen des türkischen Volkes verletzt, welches für den Fall eines militärischen Konfliktes im Schwarzen oder Ägäischen Meere unerbitlich in den Krieg verwickelt würde. Die Sowjetregierung erblickt in dem Umstand, daß zwischen der Meerengenkommission und dem sogenannten Völkerbunde eine Art offiziellen Zusammenhanges geschaffen wurde und daß dem Völkerbundsrate das Recht zuerkannt wurde, im Falle einer Gefahr, welche Konstantinopel drohen würde, die Entscheidung zu treffen, eine Usurpation seitens der koalitierten Mächte, eine einladenden Mächte die Anregungen der Sowjetdelegation nicht beachtet haben, und da die türkische Regierung eingewilligt hat, die in Lausanne getroffenen Entscheidungen zu akzeptieren, erklärt die Sowjetregierung, daß auf sie keine Verantwortung für die Verletzung der Rechte des türkischen Volkes fällt. Wiewohl die Sowjetregierung mit der für die Meerengen vorgeschlagenen Regie nicht übereinstimmt, erachtet die Sowjetregierung ihre Teilnahme im Interesse des Friedens für notwendig, damit ein allgemeines Einvernehmen erzielt werde und damit sie ihre friedlichen Bestrebungen verwirklichen könnte. Die Sowjetregierung erwartet, daß sie hierdurch auch zur Sicherung der Rechte des türkischen Volkes beitragen, und den Gefahren werde steuern können, welche die Sicherheit der Sowjetrepubliken bedrohen würden. Die Sowjetregierung hat sich, ohne ihren Standpunkt gegenüber dem Völkerbunde zu ändern, entschlossen, einen Versuch zu machen, mit den Entente-mächten zusammenzuarbeiten, insofern es sich um die Anwendung der Meerengenkonvention handelt, wobei sie sich aber die Möglichkeit vorbehält, späterhin eventuelle Abänderungen der Konvention vorzuschlagen oder ihre Mitwirkung abzubrechen, falls sich zeigen sollte, daß die Konvention in unzureichender Weise die wirtschaftlichen Interessen und die Sicherheit Sowjetrußlands garantiert. Da sich die Vertreter Rußlands in der Schweiz, infolge des Verhaltens der Schweizer Regierung in Angelegenheit der Ermordung Borowshs nicht einfinden können, ermächtigt die Sowjetregierung den Chef der Sowjetdelegation in Italien Nordanski, die

Meerengenkonvention zu unterfertigen. Nordanski wird vor dem 14. August d. J. in Konstantinopel eintreffen.

Zwischen dem russischen und amerikanischen Volke gibt es keine Zerwürfnisse. Die Regierung des Verbandes der Sowjetrepubliken veranstaltete ein glänzendes Festmahl zu Ehren der Mitglieder der amerikanischen Hilfsaktion für die Hungerrunden (Ara), welche aus Rußland abreisen, da ihre Tätigkeit beendet ist. An dem Festmahl nahmen zahlreiche Mitglieder des Rates der Volkskommission und viele Mitarbeiter der Ara teil. Kameniew, Tschitscherin, Semaschko und Krassin hielten bei dieser Gelegenheit Reden. Kameniew übermittelte der amerikanischen Vereinigung den Dank für das geleistete Werk und verlas eine Adresse, in welcher die Regierung und das russische Volk Hoover, Gaskell und allen Funktionären der Ara, welche mit Opferwilligkeit und Selbstverleugnung gegen den Hunger gekämpft haben, die Anerkennung aussprachen. Tschitscherin sagte in seiner Rede u. a., daß es zwischen dem russischen und dem amerikanischen Volke keine Zerwürfnisse gebe, und sprach die Erwartung aus, daß gerade die Ara durch ihren Aufenthalt in Rußland befähigt ist den Boden für eine Annäherung zwischen Sowjetrußland und Amerika vorzubereiten. Krassin schloß seine Rede mit den Worten, er sage nicht Adieu, sondern rufe lediglich „auf Wiedersehen“. Auf diese Ansprachen erwiderte Gaskell, und sprach seinen Dank für die Anerkennung aus, welche der amerikanischen Institution seitens der Sowjetregierung zuteil wurde, was von dem vollkommenen Einvernehmen zwischen der Regierung und dem russischen Volke bezüglich der Würdigung der Tätigkeit der Ara zeugt. Er dankte auch im Namen Hoovers der Sowjetregierung für die gewährte Unterstützung.

Krise im Budapest Munizipalausschuß. Wie die Blätter aus Budapest melden, haben in der gestrigen Sitzung der hauptstädtischen Munizipalversammlung 56 oppositionelle Mitglieder des Munizipalausschusses nach einer von dem Führer der Demokratenpartei Baracs verlesenen Erklärung resigniert und die übrigen oppositionellen Mitglieder des Ausschusses, die der gestrigen Sitzung nicht beiwohnten, dürften ihrem Beispiele folgen. Den Anlaß zu dieser Massensignation gab das Verhalten des Führers der christlichen Mehrheitspartei Karl Wolf, der die Wahl des Magistratsrates Szilagyi nicht zum Stellvertreter des Vizebürgermeisters unterstützte und sie zur Parteifrage machte, obwohl dessen Wahl wegen der unzulässigen Auliuspolitik, die er als Chef der Unterrichtssektion befolgte, in der Partei selbst auf Widerstand stieß. Nach Ansicht der Oppositionellen kann der Rumpfausschuß die Geschäfte der Hauptstadt nicht weiter führen und die Regierung dürfte sich genötigt sehen, die Neuwahlen für den Munizipalausschuß, die erst für Ende des Jahres in Aussicht genommen waren, schon jetzt auszuschreiben.

# Telegramme.

## Ehrhardt in Ungarn?

Berlin, 21. Juli. Nach einer Blättermeldung aus Leipzig hat der Polizeipräsident aus Anlaß der am Montag beginnenden Verhandlungen im Ehrhardtprozeß umfangreiche Sicherheitsmaßnahmen getroffen. Es ist ein Verbot von Versammlungen auf dem Reichsgerichtspräsidenten ergangen.

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ meldet aus Wien, in dortigen rechtlichstehenden Kreisen verlautete, daß Ehrhardt in Ungarn eingetroffen sei.

## Devilchaos in Deutschland.

### Anpassung an die Weltmarktpreise.

Berlin, 21. Juli. (Eigenbericht.) Der vollkommene Bankrott der Devisenpolitik der Regierung und der Reichsbank läßt sich durch nichts mehr verschleiern. Nachdem unzählige Goldmillionen in unsinniger Weise verschleudert worden sind, während die bestehenden Klassen für entsprechende Leistungen für den Staat herangezogen wurden. Heute hat der Reichswirtschaftsminister einen Schritt weiter getan. Bisher war es myerjag, im Warenverkehr ausländische Zahlungsmittel zu verlangen oder anzunehmen. Praktisch hat sich allerdings die Goldrechnung besonders im Großhandel immermehr durchgesetzt. Jetzt drohen die Lebensmittelhändler, daß sie völlig einstellen würden, wenn ihnen nicht mehr Devisen zugeteilt würden. Da die Reichsbank dazu nicht instande ist, so mußte der Reichswirtschaftsminister jetzt bekanntgeben, daß im Großhandel für eingeführte Waren ausländische Devisen in Zahlung genommen und gegeben werden dürfen. Von jetzt ab wird sich die Preisberechnung völlig dem Weltmarktniveau anpassen, während die Einnahmen der verbliebenen Bevölkerung noch weit dahinter zurückbleiben. Allerdings hat sich die Anpassung so schnell vollzogen, daß jetzt kaum mehr ein Unterschied gegen die Weltmarktpreise festzustellen werden kann.

## Oesterreichischer Bundesrat.

### Sozialdemokratische Zufallsmajorität.

Wien, 21. Juli. (Eigenbericht.) Der Bundesrat hat heute einen interessanten Beschluß gefaßt. Dem Bundesrat lag eine Reihe von Be-



schließen des Nationalrates vor, darunter auch ein Gesetz, das die Verschlechterung des Bäckerarbeitergesetzes bedeute. Die Sozialdemokraten beantragten, der Bundesrat möge gegen diesen Gesetzesentwurf Einspruch erheben, in der Erwägung, daß ein Abbau des Schutzes der Bäckerei nicht am Platze ist und ein allgemeiner Abbau der sozialen Errungenschaften bei der Bevölkerung eine Erregung hervorrufen könnte. Die Christlichsozialen waren über den Antrag sehr aufgeregt, um so mehr, da die Mehrheit der Vertreter der Parteien des Bundesrates fehlte. Sie telephonierte nach allen Gegenden, um ihre Mehrheit im Bundesrat zusammenzubringen. Es gelang ihnen aber nicht und der Einspruch wurde mit seiner Begründung angenommen. Die Sache ist allerdings eine Zufallsabstimmung, hat aber die prinzipielle Bedeutung, daß ein Beschluß des Bundesrates, — der von den Christlichsozialen geschaffen wurde, um den Arbeitervertretern im Nationalrat ein Gegengewicht zu schaffen —, auch für die Arbeiterchaft von Vorteil sein kann, wenn dessen Vertreter stets am Platze sind.

**Die österreichischen Monarchisten werden immer strenger.**

Eigene Kandidatenlisten bei den kommenden Wahlen.

Wien, 21. Juli. Das Organ der österreichischen Staatspartei der Monarchie kündigt an, daß diese Partei zu den kommenden Nationalrats- und Gemeindevahlen im zweiten Wahlbezirk, d. i. im 16., 17. und 18. Wiener Bezirke, eigene Kandidaten aufstellen wird. Als Listenführer soll der Präsident der Partei Bruno Sonnigg fungieren.

**Die Mehrheit für Mussolini bröckelt ab.**

Abänderungsanträge zur Wahlreform nur mit 21 Stimmen Mehrheit abgelehnt.

Rom, 20. Juli (Stefani). In der heutigen Kammer Sitzung beantragte die Minderheit der Kammerkommission, welche den Wahlreformentwurf geprüft hat, eine Abänderung, welche von der Regierung und der Majorität der Kommission nicht angenommen wurde. Der Abänderungsantrag wurde in namenslicher Abstimmung mit 178 gegen 157 Stimmen abgelehnt. Das Abstimmungsergebnis wurde mit lang andauerndem Beifall und den Ausrufen: „Es lebe Mussolini!“ auf der Linken und der Rechten aufgenommen.

**Serrati und Buffoni ausgeschlossen.**

Rom, 20. Juli. Nach dreimaliger Ermahnung von Seite der Parteileitung der Maximalisten, die Propaganda für die Fusion mit den Kommunisten und die Angriffe gegen die maximalistische Parteileitung in der Wochenschrift einzustellen, die an Stelle des „Avanti“ gegründet worden ist, hat die Parteileitung die Maximalistenführer Buffoni und Serrati sowie die übrigen Mitarbeiter dieser Wochenschrift aus der Partei ausgeschlossen. Ihre Rechtfertigungsversuche wurden als unzulänglich erklärt.

**General Villa ermordet.**

Chihuahua (Mexiko), 20. Juli. (Sabas.) General Villa ist bei Parral mitschuldig überfallen und getötet worden. Gleichzeitig wurden sein Sekretär und drei seiner Anhänger getötet. Die Ursache des Attentates ist in der Unzufriedenheit der Arbeiterchaft, welche keine Löhne erhalten hat, zu erblicken. Präsident Obregon ordnete an, daß General Villa mit allen militärischen Ehren bestattet werde.

**Wochenbettbesuch in der Obdachlosenbarade.**

Von Klara Mautner, Wien.

Eigentlich war ich mit einem ganz anderen Anliegen in die kleine Baradenstadt am äußersten Rande der Stadt gekommen. Aber als ich die Kängel des gestrigen Verwalters betrat, da bewegte Trott, der prachtvolle Polizeihund, zwar zweimal den kurzen Schlüsselstiel, der ihm als Schwanz dient, hin und her, unterließ jedoch jeden Annäherungsversuch an meine Nase und deutete mir achtselnd an, daß mit seinem „Heer“ heute nicht zu sprechen sei. Befagtes Herrl sah auch noch etwas streiler als sonst, unter ostentativer Verachtung aller Lehnen und Armstützen, in seinem Schreibstisch und sah wie ein Mensch gewordenes Donnerwetter aus. Verscheidentlich über die Ursache seiner Mißstimmung befragt, grüßte der Riese dumpf etwas von „Regeneration der Degeneration“ und fügte laut und lakonisch hinzu: „Sie hat schon wieder ein Kind bekommen.“ Als er auf meinem Gesicht eine gewisse Bestürzung und Verständnislosigkeit erkennen mochte, erhob er sich zu seiner gewaltigen Länge und sagte, nach der Miße langend, die einen Meter über meinem Kopfe hing: „Nebstgens können Sie ja gleich mitgehen.“ Ich ging also mit. Das heißt, ich trabte hinter dem Hünen her und wenn er zwanzig Schritte Vorsprung hatte, stieß ich ein schwaches Gemurmel aus, was ihn veranlaßte, stehen zu bleiben und auf mich zu warten. So kamen wir schließlich zu einer der Obdachlosen-Baraden und betraten einen großen Vorräum, in dem ganze Reihen von Lampen und Becken auf Striden hin-

**Ergebnis der Volkszählung in Ungarn.**

Budapest, 21. Juli. (MKB.) Das zentralstatistische Amt veröffentlicht heute das Ergebnis der Volkszählung im Jahre 1920 auf dem durch die Trianoner Grenze festgelegten Gebiete. Danach betrug die Seelenzahl 7.980.148, was gegenüber den Daten der Volkszählung vom Jahre 1910 eine Vermehrung von rund 5 Prozent bedeutet. Die Zunahme der Bevölkerung trotz der Kriegsverluste ist auf die große Zahl der Flüchtlinge aus den losgetrennten Gebieten zurückzuführen. Die Kriegsfolgen zeigen sich unter anderem auch darin, daß von der Bevölkerung bloß 3,8 Millionen Männer, während 4,1 Millionen Frauen sind. Die Zahl der Witwen hat sich um 25 Prozent, die der Ehescheidungen um 55 Prozent vermehrt.

**Der Zusammenbruch des Zionismus.**

Dem „Tagebuch einer Reise“ von Leo-Weiß entnehmen wir folgende, in Jerusalem geschriebene Darstellung:

Stirbt der Zionismus bald? Wie die Antwort auch lauten mag, eins ist sicher: er lebt heute nicht. Er ist nicht gestorben; es ist nicht etwa einem lebendigen Organismus gewaltsam — von Außen und Innen — ein Ende gesetzt worden; sondern diesem Organismus selbst fehlt jene atmende Substanz, die Leben erzeugt und selbst Leben ist. Wie in bedrückender Verachtung eine Minute in die andere gleitet, eine Stunde in die andere, ein Tag in den anderen — das ist das traurige Schauspiel des jüdischen Palästina von heute. Nichts ist Erfüllung, alles ist Enttäufung. Die Fiktion „neues Leben blüht aus den Ruinen“ wird nur noch außerhalb des Landes ihren Klang bewahren; hier ist sie bestenfalls Hoffnung auf eine unbestimmte Zukunft.

Die offizielle englische Politik ist dem Anschein nach immer noch zionistisch (ein ethischer Mantel von ähnlich internationaler Bedeutung wird nicht so ohne weiteres aufgegeben; aber daran glauben kann heute nur der uninteressierte Teil der Welt) — und was nützt dem Interessierten der blasse Glaube des Uninteressierten?

Stirbt der Zionismus bald? Solche Fragen pflegen Freunde und lachende Erben am Bette von Sterbenden zu stellen. Die Idee von der unmittelbaren Errichtung eines jüdischen Staates war eine Chimäre und geht, glaube ich, langsam zu Ende. Das rationalisierende Judentum hatte nicht Nerven genug, um eine solche konstruierte Chimäre in Wirklichkeit umzusetzen.

Nichts ist geschehen im jüdischen Palästina. Nichts — außer Verweil. Keine lebendige Tat der Zukunft, keine Erfüllung der Gegenwart. Die Zionisten selbst sind die am meisten Betroffenen — nicht von England, wie man billig behaupten könnte, sondern von der eigenen Luft. — Kolonien? Laßt euch die Bilanz der meisten zeigen, die in jüdischem Besitz, mit arabischen Arbeitskräften (die billiger sind) betrieben werden. Bewundert nach Gebühr die Plantagen und Musteranlagen, denn sie sind oft wirklich sehenswert; verlangt aber dann die Bilanz zu sehen und fragt nach der Höhe der Subventionen, die aus aller Welt für diese Kolonien strömen. Oder die Einwanderung? — Gedrosselt bis auf das Minimum, da für die Einwanderer keine Arbeit im Lande zu finden ist; der Rest gerade genug, um die kleine Armee der Arbeitslosen zu stellen oder die „Koruzoth“, jene „freien Gemeinschaft“, die die Vegetierung aller publizistischen Drei-Wochen-Besucher Palästinas erwecken, in schwerer, aufreibender Arbeit eine neue Zukunft predigen — und fast niemals aus-

dem Bannkreis neurotischer Schwärmerereien loskommen. (Ein bekannter Nervenarzt und Psychiater in Jerusalem erzählte mir, daß unter diesen jungen Menschen, die sich „Choluzzim“ Bioniere, nennen, regelmäßig Selbstmordepidemien herrschen und daß von den Psychosen seiner Praxis ein sehr beträchtlicher Prozentsatz auf eben diese „Choluzzim“ entfällt.)

Stirbt der Zionismus bald? Die Araber wünschen es heiß, weil sie ihm nie verzeihen werden, daß er der englischen Politik den Vorwand bietet, Palästina zu einer de-facto-Kolonie der britischen Krone zu machen. Daß aber andererseits die Führer der zionistischen Bewegung genau wissen, in welcher hohen Maße sie einer fremden Macht zur Unterwerfung eines dritten Volkes dienen, und daß sie daneben willig auf die eigene Volkssouveränität für absehbare Zeiten verzichten; hier liegt das Risiko und die Selbstverurteilung dieser Bewegung.

Die Engländer aber lassen den Zionismus langsam fallen. Nicht de jure — denn da ist der Völkerbund und das Mandat und die Balfour-Deklaration —; aber de facto. Auch nicht um der Rechte der Araber willen. Denn England wird für die Araber sein, um nicht gegen sie sein zu müssen. Hier kann die berühmte Deklaration einmal ihre Vorteile offenbaren: sie wird zur Hand sein, wenn es eines Tages gilt, einen Triumph gegen die palästinafischen Araber auszuspielen. Denn Palästina — das ist immer und immer wieder: das östliche Ufer des Suezkanals. Und dies ist der Sinn einer arabischen Konföderation unter den Auspizien der Downing-Street.

**Musik als Stimmungsmacht im menschlichen Leben.**

Von Edwin Janetschek.

Das Material der Musik ist von den Dingen der äußeren Welt unabhängig und an sich nichts als Musik. In ihrer Wirkung aber reicht sie sehr wohl an die Geschöpfe der Welt heran, indem sie nicht nur den individuellen Gefühlen und Stimmungen des Tonkünstlers Ausdruck verleiht, sondern diese auch beim Hörer auszulösen anstrebt. Diesem Gedankengange werden wir näher kommen, wenn wir etwa das Thema dieses Essays umkehren, so daß es lauten würde: „Die Stimmungen des menschlichen Lebens als Entstehungsursachen der Musik“, oder wenn wir die Musik in ihren Ursprüngen als eine den Lebensnotwendigkeiten der Menschen entsprungene Kunst ansehen, die sich erst später zur freien und selbständigen Kunst entwickelte. Die Ursprünge jeglicher Musik weisen nämlich auf das Religionsbedürfnis, das Jagd- und Kriegshandwerk und die Arbeit der Naturvölker hin; in dem einen Falle dient sie zum Ausdruck der erhabenen Stimmung, die Größe und Macht der Gottheit zu fühlen, in dem anderen zur Erhöhung des Mutes und der kriegerischen Stimmung, beziehungsweise zur Hebung der Arbeitslust; überall also Stimmungen entspringend oder Stimmungen schaffend.

Daß die Musik als Stimmungserreger im menschlichen Leben eine so große Rolle spielt, denkt sie nicht nur ihrer eigenen ästhetischen Natur, sondern noch mehr der seelischen Artung des vollkommensten Schöpfungswerkes, genannt Mensch. Denn dieser ist aus Stimmungen zusammengesetzt und von ihnen abhängig; Stimmungen, die entweder freiwillige, ihm selbst entsprungene sind, oder unfreiwillige, denen er sich hingibt. Wenn Goethe in seinen „Wahlverwandtschaften“ zur Erkenntnis kam, „daß wir im Augenblicke des höchsten Glückes und der höchsten Not des Künstlers bedürfen“, so mußte dieser

Künstler in erster Linie ein Tonkünstler sein. Denn keine andere Kunst ist in dem Maße stimmungsfördernd wie die Musik durch ihre ästhetische Natur. Freude und Schmerz, Jubel und Klage, Frohsinn und Melancholie lassen wir in Tönen ausströmen, wenn Worte zu schwach sind, unferen Gefühlen und Stimmungen Ausdruck zu verleihen.

Der Gedanke, daß die Musik nicht nur die vielseitigste, sondern auch die meistgesuchte Stimmungsmittlerin im menschlichen Leben ist, wird zur Ueberzeugung, wenn wir erwägen, daß wir ihrer in zahlreichen Lebenslagen wirklich bedürfen. Es gibt Momente, Begebenheiten und Ereignisse in unserem menschlichen Dasein, die mit der Musik so eng verknüpft sind, daß sie als unlöslicher Bestandteil zu ihnen gehört oder doch ihr Fehlen hierbei uns befremdend vorkäme. Schon der neugeborene Säugling lernt die Musik des Wiegenliedes der Mutter als schlafmittelmendes Mittel kennen. Diese selbst aber bedarf der Musik ihrer Schlaflieder nicht minder, weil sie ihr den richtigen Hauber der Kinderstubeinstimmung schaffen. Dieser Stimmungswirkung ist sich nicht nur die Mutter von geistiger Bildung bewußt, sondern auch das Weib aus dem Volke, ja selbst die Frauen der Naturvölker; diese haben wie jene ihre Wiegenlieder zu dem gleichen Zwecke. Das kleine, noch unvernünftige Kind singt im Unterbewußtsein der Stimmungen, die es erfüllen, die Lieder, die es seine Mutter lehrte. Und den Kleinen in der Schule schafft das Lied in der Singstunde jene erste Stimmung reiner Lust und Fröhlichkeit, die die Musik als Erholung nach Mühe und Arbeit bringt. So wird der Grund der Stimmungschaffenden Macht der Musik dem Menschen schon in den Kindheitsjahren ins Herz gelegt. Auch die ersten bestimmten Stimmungserregungen der Musik lernen wir in der Kindheit kennen, wenn wir Turn- und Wanderlieder, Frühlings- oder Winterlieder, Weihnachts-, Geburts- und ähnliche Gelegenheitslieder singen; beim Turnen und Wandern, unter dem Eindruck der verschiedenen Jahreszeiten und der sich in ihnen offenbarenden Natur, beim Weihnachtsfeste und anderen Anlässen sollen dem Kinde just immer die hierfür passenden Lieder ein, seiner Stimmung entsprechenden Ausdruck zu geben.

Und was die Musik der Kindheit als unbewußte Stimmungswederin ist, wird sie in verstärktem Maße auf den weiteren Stationen des menschlichen Lebens als bewußt wirkende und gesuchte Stimmungserregerin. Der Jüngling im Sturme und Drange der Liebe sucht die Stimmungsmacht der Musik für seine Gefühle ebenso wie die Jungfrau in ihrem ersten Liebessehnen. Einer Hochzeitsfeier verleiht erst die Musik die entsprechende feierlich-süße und die Herzen im Hochgefühl des Glückes erhebende Stimmung. Das Weib um verlorenes Glück, das wir ins Grab sinken sehen, wird in unserer Seele erschütterndste Schmerzestimmung, wenn die ergreifendsten Töne des Grabesanges unser Herz durchzittern. Die Kleinen und großen Freuden, die Kleinen und großen Schmerzen unseres Lebens vermag nur die Musik in der richtigen Stimmung zu veranschaulichen. Das lehren unsere Volkslieder. Denn sie sind durchwegs Stimmungsmomente des menschlichen Lebens entsprungene; Heiterkeit und Freude, Schmerz und Trauer, Sehnsucht, Liebesglück und Liebesweh kommen in ihnen in reinsten Stimmung zum Ausdruck. Das Volk hat sie erdacht oder sich zu eigen gemacht, weil es ihrer in den verschiedenen Stimmungen bedurfte.

Wir haben in der Einleitung dieses Aufsatzes von dem Ursprunge der Musik im Religionsbedürfnisse, dem Kriegshandwerke und der Arbeit gesprochen. Diesen Ursprungszielen dient die Musik auch heute noch. Die Stimmung gottesdienstlicher Handlungen beruht auch in der Jetztzeit noch vorwiegend auf dem Einflusse der hiebei zur Verwendung gelangenden Musik. Dieser Stimmungschaffenden Gewalt der Musik war sich

gen, Lumpen, die offenbar Wäsche vorstellen sollten. Eine Türe führte in einen zweiten Raum, der sich vom ersten nur dadurch unterschied, daß die aufgereihten Lumpen nicht nach waren und die Stride nicht parallel liefen. Beim Eingang war sogar aus Holzrahmen und Pappapier eine Abteilung zustande gebracht worden und hinter der Pappapierwand gab es wirkliche Möbel. Betten, ein Kasten, sogar ein Heiligenbild. Die anderen Bewohner hatten nicht so viele Umstände gemacht. Sie hausten friedlich nebeneinander, hockten möglichst nahe zu dem kleinen Ofen hin, das den lächerlichen Versuch machte, den gewaltigen noch immer winterlich kalten Raum zu erwärmen und die Trennungstride, an denen ein paar Fäden lockert baumelten, stellten nur eine Formalität dar, sozusagen eine ideelle Wand. Unmittelbar an den Ofen gerückt stand auch das Bett der Wöchnerin. Sie war unserer kaum ansichtig geworden, als sie anfing, sich zu entschuldigen. Erstens, daß sie überhaupt ein Kind bekommen, zweitens, daß sie sich um fast einen Monat „verrechnet“ hatte. Dieses Verrechnen war schuld daran gewesen, daß die Frau nicht die Klinik aufgesucht, sondern in der Obdachlosenbarade entbunden hatte. Es hat sie in der Nacht „überfallen“, rechtfertigt sie die Störung. Natürlich hätten sich Menschen auf anderer Bildungs- und Kulturstufe auch um zwei Uhr nachts zu heilen gewußt, hätten telephonierte, den Krankenwagen bestellt, einen Arzt gerufen und das Unmögliche möglich gemacht. Der Arbeiter wußte sich keinen Rat, er überließ seine Frau den drei Nachbarinnen und überstufte für ein paar Stunden mit den beiden Kleinen in eine andere „Wohnung“, das heißt, er schob ein Bett ein paar Meter weiter weg und stopfte die Kinder zur Wand. Die „Große“, ein vierzehnjähriges, reizendes, schwarzglöckiges Mädchen mußte „zur

Hand“ bleiben — Proletarietkinder brauchen ja nicht an den Storch zu glauben. Und so, in der eiskalten, kahlen Barade, neben fremden Männern, umgeben von Frauen, mit denen sie nur die Gemeinschaft des Elends verbindet, neugierigen Blicken preisgegeben, von Kälte und Schmerzen gequält, hat die Frau einem Kind das Leben geschenkt. Der Menschheit ganzer Jammer — — — Jetzt liegt sie da, das Bündelchen, aus dem ein winziges Gesichtchen schaut, neben sich, steckt in einer verwaschenen Bargentbluse und hat ein Wolltuch um den Kopf gebunden, um sich doch ein wenig gegen die Kälte und den Luftzug zu schützen. Die Hebamme ist gerade mit ihrer Arbeit fertig geworden, das Waschen der Wäsche wie die übrige Wochenpflege besorgt die Bierzehnjährige. Wenn man Wochenbettbesuche in Sanatorien gemacht hat, staunt man immer wieder, welche einfache Sache das Kindertrögen doch sein kann. Es gibt keine Infektionsangst, keine Furcht vor Aufregungen, keine Beratungen des Milchermes nicht vielleicht doch zu „Lompakt“ sein könnte ob diese oder jene Bewegung nicht schaden könnte. Kein Vorhang wehrt die Blide der Vorübergehenden, in der Barade wird geräumt, geklärt, acwaschen, gelocht. Auf dem Ofen steht ein Häfen in dem sich Rubeln waschen und ein kleinerer mit Kaffee — vermutlich das Abendessen für die Familie, einschließlich der Wöchnerin. Die Frau sitzt noch nicht zwei Tage nach der Entbindung im Bett und gibt der Tochter Aufträge. Auf dem Boden hockt der etwa vierjährige Peppi und die eineinhalbjährige „Luise“ und klopfen die Fremden an. Sie kloben vor Schmutz, denn niemand hat Zeit, sie zu reinigen. Es geht auch so. Ihre Bedürfnisse erledigen sie in paradisiäcker Einfachheit dort, wo sie gerade herumtriefen und die Schwester fährt dann mit einem Tuch über den Fed — abgekürztes Verfahren —

worauf die Wöchnerin, unsere Gegenwart respektierend, vorwurfsvoll sagt: aber Luise!, womit der Form Genüge getan ist. Nicht der leiseste Hauch des Stozes, der Mütter von Neugeborenen so reizend macht, liegt auf dem harten, müdegefolgten Gesicht der Frau, als sie berichtet, daß das kleine Bündel ein Bub ist. Freilich — es ist Nummer neun. Die Mutter fügt der Zahl hinzu: neune hab' ich g'habt und keins is mir g'storben. Es wäre wirklich schwer zu sagen, ob Freude oder Mißvergnügen in ihrer Stimme liegt. Die Älteste hat mit noch nicht achtzehn Jahren geheiratet, „jezt, wo sie was verdienen könnt“, ein Sechzehnjähriger liegt seit Monaten im Spital, drei sind in städtischer „Kostpflege“, die übrigen zuhause — wenn man die Obdachlosenbarade so nennen darf. Selbstverständlich ist der Familienwater — ein „Gehelner“ Schlosser — arbeitslos, soll also drei Ertragsene und zwei Kinder (das Neugeborene zählt noch nicht) mit 87.000 Kronen wöchentlich ernähren und bekleiden und dabei doch nicht verriecht werden. Um das Unheil voll zu machen, verlor die Familie auch noch ihr Quartier. „Eine schöne Wohnung haben wir gehabt“, rühmt die Frau und in ihrer Stimme zittert zum erstenmal Klährung, „Zimmer und Küche und alles hell.“ Diese herrliche Wohnung, die damals acht Menschen Unterstand bot, befand sich in einem wahrscheinlich ebenso herrlichen Haus. Nur brach leider eines Tages das Dach ein und sämtliche Mieter mußten augenblicklich ausziehen. Die Nachbarin zur Linken ist eine Schicksalsgefährtin auch nach anderer Richtung übrigens, denn sie erwartet in zwei Monaten gleichfalls ein Kind. Augenblicklich ist sie abwesend, sie geht „ins Waschen“ und wird diese mühselige Tätigkeit vermutlich ebenso wie die Schlosserfrau bis zum letzten Tag vor ihrer Niederkunft fortsetzen, sogar wenn sie



# Tages-Neuigkeiten.

## Der Spielplatz.

Von Hermannia Zur Mühlen.

Umni, der Marsbewohner, wurde von seiner heimatischen Zeitung als ausländischer Korrespondent auf die Erde geschickt. Er stieg durch die Luft, landete in einem prächtigen Park, sah vor sich einen weichen Platz, über den in der Mitte ein niederes Netz gespannt war. Auf beiden Seiten des Netzes hüpften hellgekleidete Männer und Frauen hin und her, schlugen auf einen kleinen weißen Ball los und lachten.

„Sind das Kinder“, fragte Umni einen neben ihm stehenden Mann.

„Nein“, erwiderte dieser erstaunt, „Sie sehen doch, daß es Erwachsene sind.“

„Aber sie spielen?“

„Ja, sie spielen.“

Umni telegraphierte an seine Zeitung:

„Die Erde ist ein so herrlicher Stern, daß auf ihr sogar Erwachsene nicht zu arbeiten brauchen und schon am Morgen spielen können.“

Dann ging er weiter und begegnete Mädchen und Knaben, die blödsichtig und müde aus einem großen Gebäude kamen.

„Woher kommt Ihr?“, fragte Umni.

„Aus der Arbeit.“

„Wie, Ihr spielt nicht?“

Die Mädchen lachten laut. „Der ist wohl verrückt. Wir und spielen? Wovon sollen wir denn leben?“

„Aber Ihr seid noch nicht erwachsen?“

„Wir sind Lehrlinge“, erwiderte einer der Knaben.

Umni betrachtete die jungen Menschen. „Ihr arbeitet und dort drüben spielen die Leute.“ Er griff sich an den Kopf. „Ich verstehe es nicht.“

„Die dort drüben spielen, sind reiche Leute“, erläuterte eines der Mädchen.

Aber Umni hielt sich noch immer den schmerzenden Kopf, murmelte vor sich hin: „Starke, gesunde Männer und Frauen spielen, Halbwüchsige schuften. Ich begreife das nicht.“

Dann wandte er ins Telegraphenamt und telegraphierte seiner Zeitung:

„Erstes Telegramm nicht drucken. Erde scheint Narrenhaus zu sein.“

**Auch die Halenkreuzbewegung total verjudet.** Böse Tage sind über die Welt gekommen. Das Organ des österreichischen Bundeskanzlers veröffentlicht unüberlegbare Beweise aus einer Halenkreuzbroschüre, daß sich die Juden die Herrschaft über die Welt, einschließlich Deutschösterreichs, trotz des Prälaten Seipel, bemächtigt haben, und die Halenkreuzpresse Deutschlands ist voll der Klage, daß die Halenkreuzbewegung selbst schon total verjudet und nicht mehr denn ein Organ der Juden sei. Diese Enthüllung ist einer Kampfschrift zu danken, die der in der Halenkreuzpresse des Reiches hochgeehrte Major Dinlage verfaßt hat. Sie wird von der völkischen „Mellensburger Warte“ so charakterisiert:

Wo stehen die schlimmsten Feinde der deutschvölkischen Bewegung? Dinlage beantwortet diese Frage mit dem Nachweis, daß sie im völkischen Lager selbst zu suchen sind! Wenigstens mittelbar. In erster Linie ist hier der Aldeutsche Verband zu nennen, der mit Millionen der Deutschvölkischen Freiheitspartei in den Rücken fällt, der von jeder, seitdem er unter der Führung von Junitzel Clah (das ist bekanntlich der Mann, der die „Deutschvölkische Tageszeitung“ anshält, Red.) steht, eine ganz unklare Rolle gespielt hat. Aber für wen arbeitet der Aldeutsche Verband, wenn nicht für das völkische Deutschland? Er arbeitet in jesuitischem und jüdisch-freimaurerischen Belange! Es

Zürforgenamt versorgt die Familie seit Wochen mit Mittagstoft und Heißstoft. Die Stadt hat den Obdachlosen wenigstens ein Dach über dem Kopf geschafft, versorgt drei Kinder, hat eine Hebammen geschick und wird binnen kurzem die Säuglingspflegerin schicken. Wo aber blieb der Vater Staat. Er hat sich darauf beschränkt, mit weisen Worten Kindersegen zu preisen. Ob die kleine „Luft“ davon satt würde? Und ist doch nur eines von den neun.

Wir schwiegen beide, als wir die Parade verließen. Selbst wenn man viel vom Glend des Volkes gesehen hat, mag einem das Wochenbett in der Obdachlosenbaracke noch ein neues Ereignis sein. Ich habe mich nie mit der Festlegung von Definitionen beschäftigt und vermag nicht in einem Satz zu fassen, was ich unter „Kultur“ verstehe. Aber das darf ich wohl sagen: es kann keine echte und keine volle Kultur sein, unter deren Herrschaft es möglich ist, daß Frauen in der kalten kalten Parade gebären müssen, während andere allen Komfort der neuen Zeit, alle Hilfsmittel der Wissenschaft zur Verfügung haben, daß die einen alle Not und Qual ihres Geschlechtes bis zur letzten Reize auskosten müssen und für die anderen alle Schonung und Rücksicht geübt wird, daß den einen die Doornenkrone des Weibstums tief in die Stirne gedrückt wird und die anderen lächelnd sich mit dem Königsdiamant der Mutterchaft schmücken. Das kann keine echte Kultur sein.

Tenn mit dem bequemen Trost: Diese Leute sind es gewohnt, ist's hier nicht getan. Das Wochenbett im Obdachloshaus sind nicht einmal unsere Proletarierfrauen gewöhnt. Und wenn mir ins Gedächtnis kommt, wie demütig sich diese Mutter für die Störung entschuldigt, hat, dann kommt mir Schamröde ins Gesicht. Wie tief wie unverzeihlich ist an den Müttern des Proletariats gesündigt worden!

die christliche Kirche seit Jahrhunderten wohl bewußt; die außerordentliche Pflege der Kirchenmusik und ihre große Bedeutung bis in die jüngste Zeit der Musikgeschichte sind Früchte dieser Erkenntnis. Das Kriegshandwerk hat sich der Musik als befeuernden und den Mut der Kämpfer hebenden Stimmungsmittel noch bis in die letzten Jahrzehnte bedient und erst die moderne stille Kriegsführung hat der Musik als stimmungsmachenden Kampfmittel den Garauß gemacht. Auch der Arbeiter unserer Tage, vor allem der Handwerker, bedarf zur Auffrischung seiner Stimmung der Musik, sei es auch nur in der primitivsten Form, daß er sich „eins pfeift“. Uebrigens sind gerade in neuester Zeit Bestrebungen wahrzunehmen, die Musik als gute Stimmungsmittel im Betriebe großer Fabrikbetriebe einzuführen.

Auch im gewöhnlichen Alltagsleben können wir der Musik als Stimmungsmittel nicht entraten. Gefellige Zusammenkünfte, Vergnügungsveranstaltungen, Unterhaltungsabende sind unentbehrlich und langweilig, wenn nicht die Musik für entsprechende Stimmung sorgt. Die Anlässe im menschlichen Leben, bei denen die Musik als Stimmungsmittel auftritt, zählen nach Hunderten und sind erschöpfend gar nicht festzustellen. Er gibt kaum einen großen oder kleinen Festanlaß, seien es jetzt glänzende Feste der Reichen, bescheidene dem Volke dienende Feste oder ganz intime Feiern im häuslichen Kreise, bei denen die Musik nicht ihre große Rolle als Stimmungsmittel spielen würde. Die Entstehung der ihrem besonderen Zwecke dienenden „Tafelmusiken“ hat keinen anderen Ursprung. Aus der Geschichte des Varietés wissen wir, welche Bedeutung der Musik dorfselbst als Stimmungsmittel zukommt. Varietevorstellungen mit Akrobatikstücken, ezentrischen Szenen und Stunts sind unentbehrlich ohne stimmungsmachende Musik, ebenso wie das Kino als eine der jüngsten Kultureinrichtungen auf die besessene, stimmungserweckende Musik angewiesen ist. Von der Erkenntnis der Bedeutung der Musik als Stimmungsmittel zeugt auch die vielfach eingeführte Gepllogenheit, Lustspiele und Dramen durch ein geeignetes Vorspiel in ihrer Stimmung vorbereiten zu lassen. Eine Menge derartiger Lustspiel- und Schauspiel-Quvertüren kennen wir in diesem Sinne aus der Musikliteratur.

Es ist klar, daß sich die schaffende Tonkunst der stimmungsmachenden Gewalt der Musik immer bewußt war und für die verschiedenartigsten Stimmungsmomente des menschlichen Lebens, die in der Musik ihren verstärkten Ausdruck finden, die mannigfaltigsten Tonschöpfungen hervorgebracht hat. Eine ganze Reihe der Formen und Gattungen der schöpferischen Tonkunst, die uns die Musikfähigkeit nennt, ja ganze Komplexe verdanken der stimmungsmachenden Bedeutung der Musik ihr Dasein. Fast die gesamte geistliche (Kirchen-) Musik, mit Ausnahme der für den Konzertgebrauch bestimmten, im übertragenden Sinne die ganze Tonmusik, die Marschmusik, das große Gebiet der Unterhaltungs- und Salonmusik, der weitläufige Teil der unter dem Gesamttitle „Programm Musik“ gefälligen Musikgattung, das Wiegenlied, die Serenade (Ländchen), die Nocturne, die Ballade, die Phantasie und Romane als erzählende Tonschöpfungen, das Internozzo (Zwischenstück), das Nocturno (Nachtstück), das Lied ohne Worte, vor allem aber die zahlreichen Liedgattungen, wie Tura, Wander-, Liebes- und Geselligkeits-Lieder, Hochzeitsmessen, Grabgesänge, Festmusiken usw. usw. Zum Schluß sei dem Dichter Novellus das Wort überlassen, um den Stimmungswert der Musik zu erhärten. Er wird der Bedeutung der Töne für das Liebesleben der Menschen nur gerecht, wenn er singt: „Mit den Tönen — kommt das Sehnen — regt sich der Liebe Schmerz. — Wie sie bebent — und verschweben — bebt, verschwebt das stille Herz.“

sich nicht „verrechnen“ sollte. Familie drei, Vater arbeitslos Hilfsarbeiter, wurde wegen „Eigenbedarf“ ausgewietet. Von ihren vier Kindern sind augenblicklich „Gott sei Dank“ zwei im Spital, so daß die Mutter verdienen kann.

Das vierzehnjährige hübsche Kind hat mit lächelndem Gesicht zugehört, während die Familien- und Wohnverhältnisse der Obdachlosen erörtert werden. Wahrscheinlich kommt ihr mein Entsetzen komisch vor. Das ist doch alles so selbstverständlich! Sie hat es nie anders gesehen, kann es nicht anders vorstellen. Schmutz, Not, Elend — gibt's denn ein anderes Leben! Die Mutter meint lehrhaft, sie werde „hoffentlich gescheiter sein als ihre Schwester und bei den Eltern zuhause bleiben.“ Aber ich glaube, die schwarzlotige Mizzi mit dem seinen Blumengeschichten wird auch nicht gescheiter sein. Um zuhause zu bleiben und ein Altmütterchen zu werden, ist sie viel zu hübsch. Zwei Wege liegen vor ihr: sie kann „zum Leben“ gehen und nach ein paar fröhlichen, sorglosen Jugendjahren möglich in Not und Krankheit enden oder sie kann ein bravcs Arbeiterweib werden wie ihre Mutter das jedes Jahr ein Kind bekommt und niemals Zeit hat, sich an ihren Kindern oder irgend etwas anderem zu freuen. Im grauen Elend erlauben beide Wege. Dennoch — wenn nicht ein Wunder geschieht — bleibt keine weitere Wahl. Aber dabei gibt es immer noch Menschen, gibt es Mütter in unserer Stadt, die meinen, den Arbeitern ginge es recht gut — wenn sie nur nicht so unbescheiden wären.

Neur Kinder — so lautet die Parole des Staates. Die Frau in der Obdachlosenbaracke hat sie getreulich befolgt. Was hat der Staat getan das Los dieser Mütter dieser rastlosen Weiberinnen zu erleichtern. Nach der Kürsion der Stadt braucht man nicht lange zu fragen. Der grimmige Riese an meiner Seite, das städtische

muß die in Mecklenburg allerdings schon lange zu einem kleinen Häuflein zusammengeschrunpften Anhänger des Verbandes besonders interessieren, die Wege kennen zu lernen, die ihre Führer gehen. Aus Amerika haben sie die Mittel, von amerikanischen Logen das Geld, mit dem sie die deutsche völkische Bewegung bekämpfen, und hinter dem ganzen Heft der römische Jesuitismus, der seit 1916 — 1917 mit seinen geschworenen Feinden, den Juden in den Freimaurerlogen, Frieden auf Kosten des Deutschtums geschlossen hat. Hier hat der Deutsche seinen wirklichen Feind zu suchen, in den beiden Mächten, welche den Krieg gewonnen haben und augenblicklich in der ganzen Welt regieren. Aber das Traurigste an dieser Sache ist, daß sich Deutsche, die sich völkisch nennen, dazu hergeben, die Geschäfte dieser internationalen Banden zu besorgen und den deutschen Völkischen in den Rücken fallen.

Daß die Verjudung der antisemitischen Bewegung Deutschlands so weitende Fortschritte macht, erfährt man nun von zuständiger Seite. Wir begreifen die Verzweiflung, die die Halenkreuzer angesichts dieser Judenwelt erfährt. Es ergibt sich nur noch die Hoffnung, daß sich rechtzeitig ein Jud findet, der ihnen den Weg aus diesem betrüblichen Wirrsal weist.

### Ein blamierter deutschnationaler Vereunder.

Vor einiger Zeit schiederte der großdeutsche Abgeordnete Lachner in einer Interpellation im österreichischen Parlament eine „fidele Eisenbahnfahrt“ im Burgenland. Danach wäre das Lokomotivpersonal eines Zuges in angeheitertem Zustand in Zauerbrunn angekommen, und der Stationsvorstand von Zauerbrunn — ein sozialdemokratischer Parteisekretär — hätte die Unternehmung der Schandtat verhindert. Aber nun erklärte der beschuldigte Stationsvorstand in einer Zuschrift an die „Innsbrucker Nachrichten“, daß er seit 23 Jahren einer völkischen Organisation angehört habe und ganz entrüstet über die „Enthüllungen“ seines Parteigenossen Lachner sei, der ihn einen Sozialdemokraten, ja sogar einen roten Parteisekretär genannt hatte. So gewissenhaft sind die Erhebungen dieses Lachner, die er zum Gegenstand einer parlamentarischen Interpellation macht. Aber wer wird sich eine Verleumdung gegen Sozialdemokraten verlagern!

### Die Affäre des Olmüher Stadtpardirektors.

Wie wir seinerzeit berichteten, wurde gegen den Direktor der städtischen Parkanlagen in Olmütz Cerny die Beschuldigung erhoben, daß er sich auf Kosten der Gemeinde bei der Verwaltung der Parkanlagen bereichert habe. Die Untersuchung gegen Cerny hat auch eine Fülle von belastendem Material zutage gefördert. Im Olmüher Stadtrat hat auf Grund der Ergebnisse der Untersuchung gegen Cerny das Stadtratmitglied Oberlehrer Polassek Direktor Cerny unehrenhafter Handlungen beschuldigt. Cerny hat nun gegen Polassek die Ehrenbeleidigungsklage überreicht. Bei der Verhandlung dieser Klage werden sämtliche Mitglieder des Stadtrates mit dem Bürgermeister an der Spitze als Zeugen einvernommen werden.

Ein ausgewachsener Grubenhant hat sich auf seiner Reise in der Sommerhize in die Redaktion der „Lepliger Zeitung“ geküchelt. Dieses Blatt ließ sich nämlich von einem „guten Freunde“ aus Niklasberg im Erzgebirge berichten, daß dort, einige Kilometer von der Grenze entfernt, von den tschechoslowakischen Grenzbehörden ein Möbelwagen aufgehalten wurde, der von einigen Männern und Frauen in der Nacht mehrere Kilometer weit auf Feldwegen über die Grenze geschoben wurde. Der Möbelwagen war mit Doppelwänden versehen, zwischen denen viele tausende Dukaten — Steuadela (!) versteckt waren, welche für eine deutschösterreichische (!) Firma bestimmt waren und von Deutschland über die Tschechoslowakei nach Deutschösterreich gepaßt werden sollten. Die Passier liegen sogar beim Nähen der Grenzwahe in aller Eile ein Kind im Möbelwagen zurd. — Ganz Leplig lacht über die unglaubliche Passiergeschichte, die von einem „Freunde“ in die „Lepliger Zeitung“ geschmuggelt wurde.

Der Taumel der Warenpreise in Deutschland. Die Großhandelsziffer des Statistischen Reichsamtes in Berlin mit dem Stichtage des 17. Juli weist mit dem 57.478fachen eine Erhöhung von 18 Prozent gegen die Vorwoche auf. Im einzelnen stiegen Lebensmittel auf das 50.017fache, die Industriestoffe auf das 71.428fache, die inländischen Waren auf das 54.453fache und Einfuhrwaren auf das 72.006fache.

Ein Laib Brot — 30.000 Mark. Infolge der anhaltenden Steigerung der Mehlpreise, denen zufolge ein Doppelpentner Weizenmehl Freitag in Berlin drei Millionen Mark kostete, wird vom Montag ab ein markenfreies Brot bis 30.000 Mark kosten.

Die Kludt aus dem Priesterstande. In der Budweiser Diözese sind 100 Kaplanposten, darunter 40 in deutschen Pfarrengemeinden, unbefest. Aus dem Budweiser Priesterseminar wurde hener nur ein einziger Theologe zum Priester geweiht.

Schweres Grubenunglück im Kohlenrevier von Madno. Freitag nachmittags ereignete sich auf der Grube „Schöller“ in Libušin bei Madno ein schweres Grubenunglück. Eine Förderseile, in der sich vier Bergleute befanden, stürzte in den Schacht ab, da der Träger sich Zwei der Bergleute und zwar ein gewisser Frolil und ein gewisser Slavik waren auf der Stelle tot. Der dritte Bergarbeiter, ein gewisser Holch, erlag nach Einlieferung ins Krankenhaus se-

nen Verletzungen. An dem Aufkommen des vierten Verunglückten wird gezweifelt.

Deutsche Lehrer an tschechischen Schulen. Der Landesdirektor in Prag hat an die tschechischen Bezirkschulenausschüsse eine Rundmachung erlassen, in der er ausführt, daß ihm seit längerer Zeit Meldungen zugegangen sind, daß an tschechischen Schulen deutsche Lehrer für den Unterricht der deutschen Sprache herangezogen wurden. Die Anstellung deutscher Lehrer für den Unterricht der deutschen Sprache an tschechischen Schulen habe die besten Ergebnisse gezeitigt. Auf Grund dieser Erfahrungen hat der Landesdirektor, wie die Mütter melden, im Einvernehmen mit der tschechischen Landesverwaltungscommission deutsche Lehrer als Hilfslehrer für die deutsche Sprache an tschechischen Schulen in einigen Fällen angestellt. Der Landesdirektor will auch weiterhin im kommenden Schuljahr eine Reihe von jüngeren ledigen deutschen Lehrern, die stellenlos sind, als Deutschlehrer an tschechischen Schulen anstellen, wenn diese Lehrer der tschechischen Sprache mächtig sind und sich freiwillig zum Unterricht der deutschen Sprache an tschechischen Schulen melden. Die deutschen Bezirkschulenausschüsse sind vom Landesdirektor aufgefordert worden, ihm diejenigen Lehrer namhaft zu machen, die für diese Verwendung in Betracht kommen. Des Weiteren sind die Bezirkschulenausschüsse angewiesen worden, jene tschechischen Schulen zu nennen, bei denen deutsche Lehrer als Hilfslehrer für die deutsche Sprache angestellt werden können.

Der hungernde russische Student. Wie der Ost-Express meldet, erhebt die Moskauer Praxida das Zentralorgan der Russischen Kommunistischen Partei, in einem Leitartikel „Die Lage der proletarischen Studentenschaft“ bittere Klage über die schwere Notlage der russischen Studentenschaft, dergegenüber das Hungerleben der russischen akademischen Jugend vor dem Kriege geradezu rosig erzeuge. Heute nährt sich der russische Student von Herzingen; Tee mit Zucker sei ein seltener Luxus. Somit sei der neue proletarische Student Rußlands unvergleichlich schlechter gestellt als ein mittlerer Arbeiter. Der Student habe weder eine menschenwürdige Bekleidung noch könne er Kleider und Schuhwerk instand halten oder die Badeanstalt besuchen; auch die unentbehrlichen Bücher vermöge er sich nur mit größter Mühe zu beschaffen. Angesichts dieser Lage bestehe die Gefahr, daß der heranreifende akademische Nachwuchs ein körperlich sieches Geschlecht und jedes Wertes für die kommunistische Führerschaft bar sein werde. Zudem bestünde noch die Befürchtung, daß die studentische Jugend infolge der erlittenen sozialen Unbill den Arbeitermassen entfremdet und einer inneren Umwandlung entgegengetrieben werden könnte.

Die Halenkreuz-Roadies. Der Berliner demokratischen Wochenschrift „Die Weltbühne“ schreibt einer ihrer Leser: „Ich komme in München an, laufe mir eine „Weltbühne“ und gehe damit lesend zum Odeonplatz. Tritt da ein Halenkreuz-Jüngling auf mich zu und spricht: „Ich möchte Sie dringend ersuchen, dieses Heft wegzufischen, da es provozierend wirkt, wenn Sie es in Bayern lesen.“ Ich erwiderte ganz ruhig: „Erstens muß ich Sie bitten, sich vorzustellen, wenn Sie etwas von mir wünschen; zweitens kann ich mir natürlich keinerlei Vorschriften über meine Lektüre machen lassen.“ Darauf mein Ummel nicht faul, reißt mir das Heft aus der Hand, zerzeit es vor meinen Augen und rennt weg in Sähen, daß jeder Versuch ihn einzuholen, vergeblich gewesen wäre.“ — Das sind sie, — bemerkt hiezu die „Weltbühne“ — wie sie leiden und leben. Was anderes können sie nicht. Verstören Kulturwerte und rücken aus. Nach Holland, nach Schweden, nach Ungarn oder auch nur in die nächste Querstraße der Hauptstadt dieses Bayern, das zu meiden den Reisenden gerade jetzt immer wieder geraten werden muß.

Zugstafelstrophe in Bulgarien. Wie die „Völkische Zeitung“ meldet, stiegen auf der Eisenbahnlinie Sofia-Varna in der Nähe von Plewna auf freier Strecke zwei Personenzüge zusammen. Mehrere Wagen der beiden Züge wurden gänzlich zertrümmert. Sieben Personen wurden getötet acht schwer verletzt. Die Ursache soll die vorschriftswidrige Abfertigung eines der beiden Züge sein.

Die Frequenz der Prager deutschen Universität. Im abgelaufenen Sommersemester waren nach der uns vorliegenden Statistik an der Prager deutschen Universität im ganzen 2836 Studierende immatrikuliert, davon 284 Frauen. Der Staatszugehörigkeit nach waren 2095 Inländer und 171 Ausländer aus den Zueessionsstaaten. 2289 gaben deutsch als Muttersprache an. Nach den Fakultäten waren 82 Theologen, 833 Juristen, 1143 Mediziner, 308 Philosophen und 430 Naturwissenschaftler. Das Alter der Studenten bewegte sich durchschnittlich zwischen 18 und 30 Jahren, 145 Hörer waren älter als 30 Jahre. Im ganzen Schuljahr fanden 430 Promotionen statt, davon 263 Mediziner, 122 Juristen, 26 Naturwissenschaftler, 16 Philosophen und 3 Theologen. — Das Wintersemester beginnt am 1. Oktober 1928 und dauert bis zum 24. Feber 1929.

Die richtiggestellten ständigen Wählerlisten für Groß-Prag werden vom 24. bis 31. Juli zur öffentlichen Einsicht in den durch die amtlichen Rundmachungen angegebenen Lokalitäten ausliegen. Die Einsicht ist einem jeden in der Zeit von acht Uhr früh bis zwei Uhr nachmittags und von vier bis sechs Uhr abends gestattet.

Das Wetter der Woche. Am die Wende der Vorwoche erreichte die große Hitze in Mitteleuropa ihre höchste Intensität. Freitag, Samstag und Sonntag wurden in den meisten Landesteilen 35 Grad



Wärme erreicht oder sogar noch etwas überschritten. So brachten es Straßburg, Magdeburg, Bamberg, Stettin, Neumünster, Schwerin, Celle und eine Reihe anderer Orte auf 36. Samstag Magdeburg sogar auf 37 Grad Wärme. Die absolute Höchsttemperatur wurde Samstag mit 40 Grad C. in Olmütz verzeichnet. Das am Samstag den 14. Juli in Berlin mit 30,2 Grad C. erreichte Tagesmittel war noch nie zuvor so hoch gewesen und überstieg die bisherigsten heißen Tage, die seit 200 Jahren in Berlin verzeichnet worden waren, den 10. August 1802 und den 20. Juli 1855, noch um 0,6 und 0,7 Grad C. War die vorangehende Woche in ganz Mitteleuropa vollkommen trocken geblieben, so machte eine Reihe von Gewittern, die in der Nacht zu Sonntag begannen, und die sich in weit größerer Stärke Sonntag nachmittag und abend wiederholten, der Hitze und Trockenheit ein Ende. Ausgelöst wurden die von einem Nordstich, das Sonntag abend nach dem mittleren Norddeutschland vorgezogen war und sich an ein tiefes Island-Minimum angegliedert hatte, dessen Zentrum zunächst noch im äußersten Nordwesten des Erdteils lagerte. Nach dem Vorbeigang des Nordwirls, der namentlich im Nordseegebiet beträchtliche, 20 Millimeter Höhe überschneidende Gewitterregen auslöste, drang von Südwesten her das Azorenmaximum gegen Mitteleuropa vor, sodaß sich schon Montag wieder heiteres und warmes, wenn auch veränderliches Wetter einstellte. In Wechselwirkung mit dem langsam ostwärts wandernden Islandminimum ergab sich das Hoch weitere Nordwärtigkeit, die bei ihrem Vorbeigang noch wiederholt zu Gewitterstürmen Anlaß gaben, namentlich am Dienstag, nachdem die Temperaturen schon wieder an zahlreichen Orten 26 bis 27 Grad Wärme erreicht hatten. Donnerstag war das nördliche Minimum bis nach dem baltischen Meerbusen gelangt; sein Vorübergehen hatte jedoch nur geringe, ganz vorübergehende Regenschauer zur Folge. Dagegen machte sich Freitag bereits die Annäherung eines neuen, noch tieferen Islandminimums bemerkbar, dessen Zentrum Donnerstag früh im Nordatlantik einen niedrigsten Druck unter 740 Millimeter hatte. Bei seiner Annäherung nahm Freitag der veränderliche Charakter der Witterung bei lebhaften Südwestwinden und wechselnder Bewölkung zu, während die Temperaturen 20 Grad C. nur noch unwesentlich überschritten. Das zeitweilig bis unter 736 Millim. vertieft Islandminimum dürfte rasch ostwärts nach Skandinavien vordringen, wogegen das Maximum im Südwesten des Erdteils bleiben wird. Die Witterung wird für die nächsten Tage dementsprechend veränderlich sein, Neigung zu Regenfällen zeigen und die für die Jahreszeit, dem Beginn der Hundstage, normalen Temperaturen nicht erreichen.

**Neue Erzzecher in Norrbotten.** Die geologische Anstalt des schwedischen Staates hat über die 1921 im nördlichen Schweden entdeckten Lagerstätten von Schwefel- und Kupfererz eingehendere Untersuchungen angestellt, und wie nun aus dem jetzt vorliegenden Bericht hervorgeht, haben diese Funde einen mächtigen Umfang. Sie bilden die größten Reserven Schwedens an Schwefel- und Kupfererz, außerdem sind in relativ günstigem Abstand von der nördlichen Stammbahn bedeutende reichhaltige Kupfererzorkommen nachgewiesen worden, ebenso mehrere Schwefelkiesfund, sowie etwas weiter, aber immer noch in praktisch erreichbarem Abstand von der Bahn, mehrere bedeutende Funde von sowohl Schwefel-, wie Kupfer- und Arsenkies usw., zum Teil mit als Nebenprodukt gewinnbarem Gehalt von Silber und Gold.

**Zum Bau des Krematoriums in Mähr.-Ostrau.** Montag nachts findet, wie aus Mähr.-Ostrau gemeldet wird, die Grundsteinlegung zum städtischen Krematorium statt.

**Ausbruch einer Malariaepidemie bei Reckemet.** In der Umgebung von Reckemet sind nach einer Meldung der „Pr. Pr.“ Malaria verbreitende Ge-

snarten aufgetaucht. Sie haben sich bereits über einen ganzen Landstrich verbreitet und die Bevölkerung infiziert. Die Bevölkerung betrachtet die Malaria zuerst als eine Erkältung und Schüttelfrost und erst wenn bereits eine ganze Gemeinde infiziert ist, beginnen sich die Leute ärztlich behandeln zu lassen.

**Das Wüten der Nonnen in den Turnauer Wäldern.** In den Wäldern von Turnau hat die Nonne im Vorjahre ungeheure Schäden angerichtet. Nicht weniger als 743 Hektar Wald, 25 Prozent des ganzen Waldkomplexes mit rund 164.000 Kubikmetern Holz, fielen dem Waldschädling zum Opfer. Zum Fällfen dieser vernichteten Bestände wurden 300 Holzhauer aus dem Böhmerwald und die doppelte Anzahl heimischer Arbeiter aufgenommen und man hofft, die Bestände, welche dem Nonnenfraß anheimgefallen sind, bis zum Oktober des laufenden Jahres auszuarbeiten.

**Eine bestialische Mutter.** Ueber eine Anzeige hin begab sich eine Amtskommission am Dienstag in den Stall der Hofale Skorpil in Luzil bei Goding (Mähren) und stellte dort folgenden erschütternden Sachverhalt fest: In dem Stalle lagen die beiden schwachmünnigen Söhne der Skorpil, der 18-jährige Peter und der 21-jährige Paul, ganz nackt, voll Schmutz und Ungeziefer, bis auf die Knochen abgemagert und konnten vor Schwäche und Durst nicht mehr auf den Füßen stehen. Seit einem Jahre hatte sie die unmenschliche Mutter dort festgehalten und als man diese vom Felde nach Hause zitierte, war sie noch so frech, die Kommission und die Anwesenden zu beschimpfen. Man zwang sie aber ihre Kinder zu reinigen und zu bekleiden. Der eine oh ährig das ihm gereichte Brot, der andere war auch dazu zu schwach. Beide wurden ins Krankenhaus geschafft, gegen die Mutter die Strafanzeige erstattet. Wie erzählt wird, verschuldete die Mutter den Schwachsinn der Kinder durch ungesunde Nahrung in der Kindheit.

**Ein eifähriger Lebensretter.** Die 14-jährige Lesene Böhm aus Sarasdorf bedete in der Wittawa am Sonntag und wurde vom Strome fortgeritten. Der eifährige E. Wohlsahrt rettete die Schwimmerunkundige, indem er wiederholt untertauchte und das unterfinkeende Mädchen an den Haaren ans Ufer zog.

**Beim Baden ertrunken.** Der 28-jährige Willersohn Wenzel Dostal, ein ausgezeichneter Schwimmer, badete im See in Rezkowiz und nahm seinen zum Ferienaufenthalt dort weilenden 14-jährigen Neffen aus den Räden. In der Mitte des Sees fragte dieser den Dostal, wie tief der Teich sei, dieser antwortete, vier Meter. Darauf glitt der Junge vor Schreck vom Rücken des Schwimmers herab, softe diesen beim Hals, und nun sanken beide vor den Augen der Mutter des Jungen in die Tiefe.

**Eine verstümmelte Leiche aus der Moldau gezogen.** Beim Landungssteg der Dampfer in Branitz bei Prag wurde gestern eine verstümmelte Leiche aus der Moldau gezogen, der der Kopf, die Arme und Beine fehlten. Die Leiche wurde von der Polizei in das Pathologische Institut überführt. Nach dem Gutachten der Ärzte muß sie bereits einige Wochen in der Moldau gelegen sein.

**Unfall oder Verbrechen?** In Hofsbraditz verschwand vor einem Monat der 50jährige Thoma. Die Nachforschungen nach dem Verschwindenden blieben erfolglos. Dieser Tage erst wurde seine Leiche im Brunnen seines Hauses gefunden. Die Leiche weist auf dem Kopfe eine Wunde auf, so daß es nicht sicher ist, ob Thoma einem Unfall oder einem Verbrechen zum Opfer gefallen ist. Wie nähergeklärt wurde, hat sich Thoma vor seinem Verschwinden 10.000 Kronen ausgeleihen. In der Geldtasche, die man bei der Leiche fand, war jedoch nur eine Taufendkronennote. Die Gendarmerie hat die Untersuchung eingeleitet.

# Standalöse Zustände im Kloster der Borromäerinnen in Brünn.

## Wie franke und aufgewordene Klosterangeestellte behandelt werden.

Selten erfährt die breite Öffentlichkeit etwas von den Zuständen in den diversen katholischen Klöstern, denn ängstlich wird dafür gesorgt, daß nichts außerhalb der Klostermauern bekannt wird, was dem Nimbus der Frömmigkeit, Keuschheit, Nächstenliebe und Barmherzigkeit, mit dem sich die Insassen der Weiber- und Männerklöster umgeben, Abbruch tun könnte. Aber manchmal gelingt es doch, u das Treiben der Klosterfrauen und Brüder Einblick zu bekommen und was man dann zu sehen bekommt ist nichts weniger als erbaulich. Die Handlungsweise derjenigen, die sich vom weltlichen Leben zurückgezogen haben, um nur Gott allein zu dienen, steht sehr oft im krassen Widerspruch zu den Lehren, die sie anderen geben. Heute sind wir in der Lage, an drei Fällen aufzuzugehen, wie in einem Kloster mit Angestellten verfahren wird, die das Unglück haben, krank oder alt zu werden.

In Brünn befindet sich in der Talgasse ein Filialkloster vom hl. Carl Borromäus, in dem Nonnen hausen, die es verstanden haben, ihrem Kloster eine Mädchenschule anzugliedern. In dieser Schule war nun durch 35 Jahre die Handarbeitslehrerin Franziska P. tätig, die in gewissenhafter Weise ihren Pflichten nachkam, aber natürlich mit zunehmendem Alter nicht mehr das leisten konnte, was ihr in jüngeren Jahren möglich war. Statt nun die in den Diensten des Klosters ergrauten Frau in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen, wollte man sie loswerden, um ja nicht irgendwelche Auslagen für die nicht mehr Ausübungsfähige zu haben. Da es aber doch nicht anging, diese Frau ohne weiteres auf die Straße zu setzen, so kam die Oberin des Klosters — eine gewisse Gaudencia Jandařík — auf den gewiß sehr christlichen Gedanken, die ausgebildete Handarbeitslehrerin so lange zu schikanieren, bis sie selbst den „Ironnen“ Schwestern den Rücken kehrt und das Kloster verläßt. Im Herbst des Jahres 1921 wurde der Frau eines Tages der Aufenthalt im Handarbeitszimmer untersagt und durch Wochen hindurch mußte nun die alte Frau im offenen Stiegenhause — dem Regen und der Kälte ausgesetzt — Hilarbeiten verrichten! Die fromme Oberin hatte aber an dem noch nicht genug und so wurde der bedauernswerten Frau verboten, das Klavierzimmer, welches ihr als Schlafraum zugewiesen worden war, weiter für diesen Zweck zu benutzen und sie erhielt ein Zimmer im Hof (das ebenfalls unter der „Fürsorge“ der Schwestern in Christo steht) zugewiesen, und zwar mußte sie diesen Raum mit einer Geisteskranken teilen. Da die alte Handarbeitslehrerin es in Gesellschaft der Geisteskranken nicht aushalten konnte, flüchtete sie in einen Nebenraum, wo sie bis in den Dezember hinein bei strengem Frost auf dem Fußboden schlief! Dann wurde der P. ein Dienstbotenzimmer als Schlafraum zugewiesen, in dem

aber bereits eine nicht ganz normale Frau wohnte. Diese „Behandlung“ zeigt alles eher denn christliche Nächstenliebe und es ist nur zu begreiflich, daß die P. über die ihr zugefügten herzlosen Qualereien in Klagen ausbrach. Als dies der Klostervorsteherin von dienstbeflissenen Nonnen hinterbracht wurde, meinte das gefüllte Franziskanerzimmer: „Wenn es der P. nicht passe, könne sie ja nach Svatořík (die Versorgungsanstalt der Stadtgemeinde), gehen; für das Kloster bestehe gar keine Verpflichtung gegenüber der Handarbeitslehrerin. Was sie verdiene, reiche nicht einmal auf das Salz für die tägliche Suppe.“ Diese Worte zogen jedenfalls von einer Gemütskrankheit, wie sie eben nur eine „Oberin“ aufzubringen imstande ist.

Nun ein anderer Fall: Im Jahre 1902 wurde als Lehrerin für die französische und italienische Sprache ein sehr intelligentes Fräulein namens Charlotte B., die sich auch mit Malerei beschäftigte, mit einem Monatsgehalt von 10 K (!) und Verpflegung angestellt. Die Genannte zeigte sich sehr anständig und arbeitsfreudig, so daß ihr außer den genannten Lehraufträgen die kaufmännischen Agenden des Klosters übertragen wurden. Alle waren über diese erstklassige Arbeitskraft voll des Lobes. Nach dem Umsturz war nun die Korrepondenz zum Teil stichweiserhaft zu führen und da die oben Genannte dieser Sprache nicht mächtig ist, so wurde die Korrespondenz von jemand anderem besorgt und Fräulein B. war nicht mehr so stark beschäftigt. Das war nun der „ehrwürdigen“ Oberin Jandařík ein Dorn im Auge und so wurde, wie bei der Handarbeitslehrerin P. mit Schikanierungen eingeleitet. Erst wurde ihr zu verzeihen gegeben, daß sie eigentlich jetzt überflüssig sei — sie erhielt schlechtere Kost! Im Kloster haben (wie es sich für gute Christen gehört) die „Schwestern“ und das Dienstpersonal nicht dieselbe Verköstigung; die der Nonnen ist natürlich die bessere. B. hatte das Anrecht auf die Schwesterkost, doch wurde ihr minderwertiges Essen verabreicht. Weiter wurde der Lehrerin verboten, Besuche in ihrem Zimmer zu empfangen und es wurde von seiten der Klosterkommandantin der strenge Auftrag gegeben, niemanden zur Sprachlehrerin einzulassen. (Deshalb ist übrigens eine Besitzstörungsklage bei Gericht gegen die Oberin anhängig.) Dann wurde auch von seiten des Klosters eine Klage gegen die Lehrerin auf Räumung des von ihr im Kloster bewohnten Zimmers angestrengt. All diese Drangsalierungen verfolgten den Zweck, das Fräulein aus ihrer Stellung herauszubringen, denn die Oberin wollte eine Nichte an diese Stelle bringen. Eines schönen Tages wurde dem Fräulein B. eröffnet, daß es nach einer Mitteilung des Mutterhauses (das sich in Prag befindet) keinen Anspruch auf irgendeine Pension von seiten des Klosters habe. Auf diese Mitteilung hin begab sich Fräulein B. zur Pensionsversicherungsanstalt, um sich über etwaige Pensionsansprüche zu erkundigen. Trotz ihres Protestes — Fräulein B. wollte in ihrer Gutmütigkeit dem Kloster keine Unannehmlichkeiten bereiten — wurde dort sofort ihre Pen-

## Die Urfache.

Roman von Leonhard Frank.

„Begärtelte Schmerzen sind seit. Aber was ist das: eine nackte Negerin reitet auf einem schneeweißen Pferd, und neben ihr reitet ein nacktes weißes Mädchen auf einem schwarzen Pferd. — Das kann man sich gar nicht gleichzeitig vorstellen.“

„Gehst nicht? Negerin auf Schimmel“, deutete er und kniff die Augen zusammen, „nacktes weißes Mädchen auf Napfen. Ja, natürlich, das ist Zeit... urfache.“ Erleichtert atmete er auf.

Da sahen seine Augen die allen bösen Ursachen entstiegene Einfache Stadt. Wunderbar breite Straßen, rosa Marmorhäuser von ziselierten Säulen flankiert, mit flachen Dächern. Weiße Plätze von ungeheurer Flachheit und herrlicher Säulenarchitektur. Viele Statuen nackter Mädchen stehen auf hohen Postamenten. Eine Schar vierzehnjähriger Mädchen mit nackten, sonnenbräunten Oberkörpern, Ärmelröcken und Sandalen traben die glatte Straße hinunter, mit lachenden Bänden, und verschwinden. Die Straße ist leer. Leises silbernes Singen ertönt.

Er lächelte selig. „I streum jet e biffle am Wasser rum.“

Der Schlichter trat wieder ein. Mit ihm ein zweiter Schlichter, der Priester, der Staatsanwalt, noch eine Anzahl Menschen, so daß die schmale Zelle plötzlich voller schwarzgekleideter Männer war. Bei der Tür stand der junge Offizialverteidiger mit frischem Gesicht, den glänzenden Zylinder in der Hand.

Der Dichter stand auf, machte den Eingetretenen eine höfliche Verbeugung, lächelte, ging auf sie zu und streckte ihnen beide Hände herzlich zum Empfang hin.

Die Schlichter drehten sie nach hinten und legten Handschellen daran.

Der Dichter ließ es lächelnd geschehen, sprach

unterdessen seitwärts zum Staatsanwalt gewandt: „Bitte, entschuldigen Sie nur, das damals...“ Der Staatsanwalt verbeugte sich und sagte erötend: „Bitte?“

„Rein nein! Entschuldigen Sie... Sie sind natürlich vollkommen unschuldig. Das Ganze ist ja nichts weiter als Zeitursache.“

Er wies mit schiefem Kopfe fragend zur Tür und ging voran.

Durch die Gänge, die von roten Gasflammen schwach erleuchtet waren. Niemand sprach ein Wort. Nur das vielfüßige Getrappel war hörbar.

Der Dichter mußte die Augen schließen; niemand sah, daß er über die Frühlingssonne heiter lächelte, die den ganzen Gefängnishof erhellte.

Der kahle Psychologieprofessor strich sich über den Kopf, als er aus der Tür in den Hof trat, und setzte seinen Zylinder auf; denn es war trotz des Sonnenscheins morgenkühl. Er war der einzige von den Geschworenen, der sich als Zeuge für die Hinrichtung gemeldet hatte.

Während der Urteilsverkündung blidte der Dichter interessiert das Weil auf dem in der Sonne stehenden Block an, der einen blauen Schlagschatten warf. Wo das fünfzig Pfund schwere Weil am Ende des langen, weißgeschuerten Buchenstiels begann, war es schmal, dann lud es in edlem Schwünge halbmeterbreit aus.

Der Priester kniete in der Nähe des Blockes und betete leise, tief zur Erde gebeugt.

Der Scharfrichter, im Frack und weiß behandschuht, nahm das Weil vom Block, hing es in sein Ellbogengelenk und stellte sich wieder gegenüber dem reglos und schwarz im Halbkreis stehenden zwölf Zeugen auf.

Da sah der Dichter, daß der Block eine Höhlung hatte für das Gesicht, damit nur der Hals des Hinzurichtenden aufleuchte, und sagte nachdenklich: „Die Nase muß ihm trotzdem zerquetscht werden.“

Ueber seine Stirne weiterleuchteten ferne Gedanken.

Mit einem Rud wandte sich der Psychologieprofessor gerade noch zeitig genug um und verlieh eilig die Nichtstätte.

Für ihn stellte sich ein Gefangener als Erfolge ein — dumpfes Gepolter ertönte aus einer Zelle des zweiten Stockes, wo ein wegen Doppelmordes angeklagter Sträfling mit einem Riesensack versuchte, das Fenstergitter zu haschen, und immer wieder zurückfiel. Bis es ihm endlich gelang. Sein bärtiges Gesicht zitterte vor Anstrengung, da er sich ständig in ausgeführtem Alimuzug halten mußte, um die Hinrichtung mit ansehen zu können.

Frauen konnten verlangen, daß sie auf dem Rücken liegend hingerrichtet werden... und Männer auf dem Bauch, dachte der Dichter.

Alle hatten die Zylinder abgenommen.

„Jetzt?“ fragte der Dichter neugierig, als die Gehilfen auf ihn zutraten.

Dieses Nachdenken verschönte seine Augen. „Ich möchte wissen, ob die Herren auch heute mitag den Suppenteller gewohnheitsmäßig mit der zusammengerollten Serviette austauschen werden.“

Die Gehilfen packten den Dichter an den Schultern. Er sah sie erstant lächelnd an, weil sie ihm weh taten. Dann preßten sie sein Gesicht in die Höhlung.

Er roch etwas Süßsäuerliches, bekam keine Luft mehr. Blöthlich wurde er noch einmal klar, wollte, was mit ihm geschehen sollte. Da sammelte sich alle Kraft seines Lebens in den Schultern. Die Helfer wurden hin- und hergeschleudert. Sein Gebrüll zählte aus der Höhlung heraus. Ein Helfer stieß auf die Knie; seine Lippen verschwanden vor Anstrengung.

Alle Zeugen sahen zu, rührten sich nicht.

Der Scharfrichter nahm das hohergehobene Weil wieder zur Brust. Es war dem Dichter gelungen, das Gesicht aus der Höhlung herauszubringen — sein wortloser Brüllton prallte gegen die Gefängnismauern. Die Helfer knallten sein Gesicht wieder in die Höhlung zurück, daß der Nacken kratzte. Das Gehirn des Dichters begann im

Kopfe zu kreisen, schnellte einen letzten Gedanken ab. Er wollte noch überlegen, ob der Mensch vielleicht nur aus Gewohnheit böse sei. „Ist alles nur Gewohnheit?“ Da stürzte das Blut schon vom Halsstumpf weg, in großem Bogen sich selbst nach, entsetzt, als wolle es sich wieder in den Körper zurückholen. Das Sägemehl wurde rot.

Der Kopf fiel in den Kasten, kollerte und blieb liegen, machte noch eine Vierteldrehung und lag still, im Profil.

Erschrocken hoben die Zeugen die Gesichter, horchten auf den gurgelnden Ton, den das Stimmband des Dichters noch abgab. Der Ton klang wie ein Wort.

Da zuckten alle Köpfe nach der Seite herum und in die Höhe, wo das Gesicht des immer noch im Alimuzug hängenden Doppelmörders zitterte. Der rief noch einmal: „Bravo!“ Dann verschwand das Gesicht.

Die Zeugen blickten den Rumpf des Dichters an, der am Block kniete. Der Halsstumpf spie in der Mitte Blut aus, stößte, wie ein verkümmertes Springbrünnchen, trieb große rosa Blasen.

Der Kopf lag einen Meter weit entfernt schmal und blaß in der Mitte des Kastens. Die Augen glänzten noch blau.

Der Helfer griff mit beiden Händen nach dem Kopf, zog eine langsam wieder zurück, sagte so früh wie möglich nur das Ihr und hob den schweren Kopf daran hoch, legte ihn an die Stirnwand des Kastens. Der andere Helfer schleppte den Rumpf herbei. Zusammen packten sie Schnittfläche an Schnittfläche, daß ein blutiger Schaumkranz hervorquoll und der Dichter wieder gang war.

Der Staatsanwalt setzte zuerst den Zylinder auf.

Dann zogen alle schweigend die Zylinder vor einander, verbeugten sich tief.

Sie verließen einzeln die Nichtstätte.

Ende.



Wohnungsverwaltung durchgeführt, auf die sie ja nach dem Geleite Anspruch hatte. Das brachte natürlich den christlichen Sinn der Oberin ganz zuwider, denn das Kloster sollte zahlen und bekantlich ist wohl die Kirche zum Reinen eingerichtet, aber nicht zum Geben. Jetzt ging erst die Hebe gegen Fräulein V. los. Das Mutterhaus nahm, da es ja von der Oberin entsprechend informiert wurde, ebenfalls Stellung gegen die bedauernde Sprachlehrerin und man wollte nun auf einmal feststellen, daß die V. gar keine Angestellte, sondern nur eine sogenannte Aushilfsfrau sei und überhaupt auf nichts Anspruch habe. In ihrer Not suchte nun Fräulein V., die langjährige Aushilfsmitglied der Brüner christlichsozialen Partei ist, Schutz beim Obmann der genannten Partei. Oberlandesrat Havelka und ein Parteimitglied intervenierten daraufhin bei der Janakál, erzielten aber keinen Erfolg. Die schlaue Schwester in Christo erklärte, die V. müsse sich fügen, da sie ja nichts schwarz auf weiß habe. Dies ist jedenfalls der richtige Standpunkt für eine Dienerin Gottes! Doch es kam noch schöner: Einem Nachmittags drangen einige Nonnen unter Führung der sauberen Oberin in das Wohnzimmer des Fräulein V. ein und durchsuchten unter dem Vorwand, daß sie das Aushilfsbuch brauchen, die Wohnung. Dieses Buch war aber — und dies mußte der Kommandantin bekannt sein — bereits durch einige Wochen bei der Stadtgemeinde deponiert. Nicht genug an dem erschien abends nach 9 Uhr auf Veranlassung der Janakál ein Polizeioffizier in der Wohnung des Fräulein V. und verlangte ebenfalls das Aushilfsbuch. Als der Wachmann — der in Dienstkleidung war — unrichtiger Dinge abziehen mußte meinte er, daß die Sache dem Fräulein V. noch teuer zu stehen kommen werde. Als nächsten Tag bei der Polizeidirektion Aufklärung über diesen Vorfall verlangt wurde, war man dort sehr verlegen und meinte es werde nicht mehr vorkommen! Es ist jedenfalls mehr als sonderbar, daß sich die Polizeidirektion als Werkzeug einer Klosteroberin gebrauchte ließ.

Als dritter Fall sei nachstehender bemerkt: Als Pförtnerin war durch zwei Jahre Anna Sch. im Kloster angestellt. Trotz ihrer Kränklichkeit verließ sie den Dienst zufriedenstellend. Im Sommer 1922 verschlechterte sich aber ihr Zustand und sie mußte einen Krankheitsurlaub antreten. Dieser wurde ihr von der Oberin in der Dauer von einem Monat gewährt. Als Anna Sch. jedoch eine Woche auf Urlaub weilte erhielt sie von der Klosterverwaltung die Mitteilung, daß sie nicht mehr zurückkehren solle; sie wurde also ohne Angabe von Gründen und ohne Kündigungsfrist entlassen. Als sich das Kloster nicht bewußte, bestürzte Mädchen zur Wehr, wurde ihr kurz erklärt, man könne sie nicht brauchen. Das kränkelige Mädchen war über diese brutale Vorgangsweise so verzweifelt, daß es seinem Leben ein Ende bereiten wollte. Das hätte aber jedenfalls die genüßvolle Anhängerin des hl. Carl Borromäus nicht weiter geniert, denn das Gewissen der Schwarzen ist ja bekanntlich sehr weit.

Aus den geschilderten drei Fällen löst sich rlicher Nächstenliebe kann man sich wohl ein Bild machen, wie es in einem solchen von irgendeiner großenwahnstinnigen, herzlosen Frau registrierten Weiberkloster zugeht. Sicherlich dürften noch mehr solcher Fälle vorliegen, nur kommen dergleichen Taten leider gar nicht oder nur unvollständig zur Kenntnis der Öffentlichkeit. Die drei angeführten Fälle aber haben selbst in Brüner christlichsozialen Kreisen Staub aufgewirbelt und es kam so weit, daß von der christlichsozialen Parteileitung an den Brüner Bischof Dr. Korbert Klein herangetreten wurde, er möge im genannten Kloster Ordnung machen und der Oberin wirkliche christliche Nächstenliebe beibringen. Der Herr Bischof begab sich auch zu der Janakál und hatte mit ihr eine Unterredung, aber er scheint nicht viel Glück gehabt zu haben, denn so ein klösterliches Frauenzimmer ist doch schlauer als ein Bischof, auch wenn er Doktor ist. Oder aber hatte „Seine bischöfliche Gnaden“ nicht das richtige Interesse für die ganze Angelegenheit, da er sich zur Zeit, als ihm die Sache bekanntgegeben wurde, bereits mit Reisevorbereitungen nach Rom beschäftigte, um sich vom hl. Vater irgendeinen Segen zu holen. Doch sei dem, wie dem sei; jedenfalls scherte sich die Oberin einen blauen Teufel um des Bischofs Worte und schaltete und waltete weiter nach ihrem Gutdünken.

Schließlich und endlich scheint aber doch das Treiben der Oberin den Nachen im Prager Mutterhause zu bunt geworden zu sein und dieser Tage wurde Gaudentia Janakál von Brüner abberufen. Was ihrer in Prag erwartet? Nun, eine Kränke hat; bekanntlich der andern nicht die Augen aus!

Die Deffentlichkeit hat nun wieder einmal Gelegenheit zu sehen, wie die Taten der Schwarzen im Gegensatz zu der Lehre stehen, die sie verkünden; wie die christliche Nächstenliebe und Barmherzigkeit in Wirklichkeit aussehen. Interessant ist auch, wie machtlos so ein Bischof gegen eine Oberin ist, wie wenig Respekt seine Person findet.

Vielleicht geben diese skandalösen Vorfälle im Kloster des hl. Carl Borromäus in Brüner jenen Eltern zum Nachdenken Anlaß, die ihre Kinder dem Erziehungsinstitut der genannten „Schwestern“ anvertrauen wollen.

## Die Hausbesitzer und die Gemeindevahlen.

Die bürgerlichen nationalen Parteien und sonstigen Interessengruppen arbeiten allerorts an der Bildung von Einheitsfronten gegen die Sozialdemokraten bei den nächsten Gemeindevahlen. Aus allen Lögern und Ecken kriechen die mit der heutigen Gemeindevverwaltung unzufriedenen Nutznießer des alten Systems, um ihre Fähnlein zu sammeln gegen die heutigen Mehrheiten in den Gemeindevahlen. Die Nationalpartei beruft die Gewerbetreibenden, die Beamtenvereinigungen, sowie die verschiedensten Tischgesellschaften zu Wahlbesprechungen ein, weil es mit der Deutschbürgerlich-christlichsozial-nationalsozialistischen Einheitsfront nicht gehen will. Die Nationalsozialisten suchen bei allen Rauch-, Spiel-, Regel- und sonstigen Klubs, bei Feuerwehren und patriotischen Hilfsvereinen Freunde zu gewinnen. Die Christlichsozialen arbeiten mit ihren Frauenvereinen sowie weiblichen Stoßtrupps zur Bekämpfung der Kranken in den Spitalern und Pflanzlingen in den Anstalten; sogar der Herr Dechant marschiert beim Königsschießen des Schützenvereines in respektvoller Entfernung hinter dem Schützenkönig und auch der Herr Pfarrer läßt sich wieder öfter im Gemeindevwahlsaal sehen, um hören und raten zu können. Die Agrarier, die Deutschdemokraten, alle sind sie bemüht, einen Span zu den Holzstöß zu legen, auf dem die Sozialdemokratie verbrannt werden soll. Warum sollte sich zu solch löblichen Taten nicht auch der Bund der deutschen Hausbesitzervereine melden, dessen Leitung sich ja seit einiger Zeit alle Mühe gibt, ihre reaktionäre Bestimmung und Arbeiterfeindschaft bei jeder Gelegenheit zu zeigen.

Die deutschen Hausbesitzervereine sind nach den statutarischen Bestimmungen unpolitische Organisationen und so kann auch der Bund nicht so frei in die politische Arena treten. Er macht seine Politik auf die Art, daß er mit Flugchriften voll von Unwahrheiten und Pauschalverdächtigungen, ohne Namen und Ziffern zu nennen, alle beschuldigt, und so zur Erzeugung der „Wahlstimmung“ beiträgt. Vor uns liegt ein Flugblatt „An alle deutschen Hausbesitzer“, dessen Inhalt so recht die Tendenz der Bundesleitung zeigt. Den Gemeindevahlverwaltung wird der Vorwurf gemacht, daß sie vielfach „ohne Rücksicht auf die traurigen Gemeindefinanzen darauf loswirtschaften, weil die entscheidenden Personen wohl wissen, daß ein vollständiger Zusammenbruch der Gemeindefinanzen, nicht ihnen, sondern in erster Reihe den Besitzenden fühlbar würde!“ „Dabei“, heißt es weiter in diesem Witz, „spielt noch der Haß gegen jeden Besizenden, und wenn sein Besitz noch so klein und geringwertig ist, eine große Rolle und die Freude, alle Besizenden durch neue Gemeindefinanzlasten immer wieder empfindlich zu treffen, verlost stets zu neuen Auslagen.“ Das alte Lied: Die Arbeiter- und Angestelltenchaft, diese bestlose Bagage, sendet ihre Vertreter in die Verwaltung und diese Kerle, die ja nichts zu verlieren, daher auch kein Verantwortungsgefühl haben, verwirtschaften das sauer verdiente Vermögen der Besizenden; ja in ihrem blinden Haß bringen sie selbst den alten Pensionisten um das Häuschen, wofür er sich das Geld vom Munde absparte, den Handwerker um sein Geschäft usw., um alle gleichzumachen. So spielt sich im Gehirn des kleinen Moritz in der Leitung des Bundes der deutschen Hausbesitzervereine die gesellschaftliche Entwicklung ab. Dabei spielt natürlich der Haß seine Rolle! Wenn die Herren der Bundesleitung eine Flugchrift mit einer solchen Beschuldigung zur Verteilung bringen, ohne durch Anführung einer einzigen Tatsache den Beweis hierfür zu erbringen, so ist das zumindest eine sehr niedrige Art des politischen Kampfes. Sie nennen sich Wirtschaftspolitiker, sind angeblich gute Nationalen und lösen das schwierige Problem des finanziellen Glanzes der Gemeinden, mit dem sich hervorragende Finanzpolitiker die Köpfe zerbrechen, mit der Phrase: „Alle, die etwas zu verlieren haben, müssen sich zusammenschließen, um der drohenden völligen Zerrüttung der Gemeindefinanzen entgegenzuwirken.“ Kostet einmal Klipp und klar zu sagen, welches Rezept sie zur Befundung der Gemeindefinanzen empfehlen, wo und wie gespart werden soll, reden sie nur so um den Berg herum und sind ängstlich bestrebt, ihre wahren Absichten zu verbergen. Sie reden von Sachkenntnis, Verständnis für die wirtschaftlichen Aufgaben der Gemeinde, Erkenntnis der finanziellen Grenzen der Gemeindegeldgehörigen, festem Willen zur uneigennütigen Arbeit und beweisen in jedem Absatz ihres Flugblattes, daß sie ganz leichte Schwächer sind, die nur auf die Kränklichkeit ihrer Mitglieder spekulieren.

Der Bund der deutschen Hausbesitzervereine hat das schändlichste Verstreben, für die nächsten Gemeindevahlen eine einheitliche Liste aufzustellen, die alle Kräfte umfaßt, die gewillt sind, anstelle der Verschwendungswirtschaft eine Verwaltung zu setzen, welche die Ausgaben nach den Einnahmen richtet. Verschwendungswirtschaft! Ginge es nach dem Willen der leitenden Drahtzieher des Bundes der deutschen Hausbesitzervereine, so müßte die Gemeindevverwaltung für die Befestigung des Mieterschutzes, für die einseitige Bevorzugung des Hausbesitzes auf allen Linien, gegen die Bewilligung von Geldmitteln zur Ausgestaltung des Wohlfahrts- und Fürsorgewesens, der Schulen und Anstalten oder gar für Wohnungsbauten eintreten. Es müßte die „guten alten Zeiten“ wiedererkommen, wo ein Stadtratmandat zwar eine Ehrentitel war, mit dem man aber auch weniger ehrenvolle, aber umso schändlichere Geschäfte mit Grundbesitz und Grundverkauf treiben konnte, wenn die Sache nicht gar zu plump

eingefädelt war. Es müßte wieder Fürstencampänge mit Musik und Fahnen, mit Festessen und Auszeichnungen geben. Verschwendungswirtschaft! Man weiß nicht, soll man mehr über die Dummheit lächeln, oder über die Unverfrorenheit erstaunt sein, mit welcher die Herren über dieses Kapitel sprechen, und dabei auf die völlige Verantwortlichkeit ihrer Mitbürger rechnen. Ja, wenn es gelänge, die Gemeindevverwaltung wieder in die Hände der Besitzenden zu bringen, so würde das zweifellos gewissen Herren reiche Früchte tragen, aber die Gemeinde, die Allgemeinheit, würde dabei schlecht wegkommen. Doch mit der Herrschaft der Besitzenden, der Klüngel, ist es nun einmal endgültig vorbei und alle gemeinsamen Listen gegen die Sozialdemokratie werden daran nichts ändern.

Die Politik der deutschen Hausbesitzervereine und ihrer Bundesleitung hat aber auch eine gute Seite. Die Arbeiterschaft weiß, was sie von diesen „unpolitischen“, rein bürgerlich geleiteten Organisationen zu erwarten hat. Es ist Klassenpolitik reinsten Wassers, die da getrieben wird, und zwar recht plumpe Klassenpolitik. Obwohl vorgeführt wird, es handle sich nur um eine Vertretung der wirtschaftlichen Interessen des gesamten Hausbesitzes, auch des kleinen, geht aus dem Wortlaut aller Resolutionen und Flugblätter des Bundes der deutschen Hausbesitzervereine klar und deutlich hervor, daß es sich um den Schutz des Geldsackes der großen Hausbesitzer und Grundbesitzer handelt. Dieser Geldsack ist allerdings durch die Politik der verschwendungswirtschaftlichen Sozialdemokraten gefährdet, und es ist recht bedauerlich, daß die sozialistischen Gemeindevahlverwaltungen geschicklich gehindert werden, ausgiebiger hineinzugreifen. Ob dieser Geldsack auch von den Kleinen geschützt werden soll, diese Frage müssen sich die Mitglieder der Hausbesitzervereine, welchen die Politik der Bundesleitung keine Früchte bringt, zur Beantwortung vorlegen.

L. P.

## Kleine Chronik.

**Unheimliche Vermehrung der Bismarratten im Polzegebiet.** Wie aus Bensen gemeldet wird, wurden im Polzegebiet bei Bensen-Neustadt in der letzten Zeit 17 Bismarratten erschaffen. Die Bismarratten tauchten erst vor einiger Zeit im Polzegebiet auf und haben sich so unheimlich vermehrt, daß die Strauchbewachenern hier des Polzegebietes von ihnen direkt überfüllt sind.

**Das Flugzeug in der Hochseefischerei.** Man braucht sich heute nicht mehr zu wundern, wenn sich eines Tages die Fischer nicht mehr an Bord ihrer Boote, sondern an Bord eines Flugzeuges oder eines leuchtenden Luftschiffes begeben werden, um ihrem Beruf nachzugehen. Das Flugzeug als Helfer der Fischer ist die neueste Etappe auf dem Siegeszug des Aeroplans. In Amerika hat man bereits daran gedacht, für die Zwecke der Hochseefischerei einen besonderen Luftdienst zu organisieren. Schon vor zwei Jahren hatte ein kanadischer Flieger den Fischern von Neufundland wertvolle Dienste geleistet, und erst kürzlich glückte einem englischen Flieger auf dem Kanal die Auffindung eines großen Heringschwarmes. Unter allen Methoden der Auffindung zur See für den Fischfang ist die mit Hilfe des Flugzeuges die weitaus beste. Vermöge seiner großen Schnelligkeit kann der Aeroplan in verhältnismäßig kurzer Zeit ein weitgedehntes Fischereigebiet ausfahren, und wenn zwischen dem Apparat und den Fischereiboote ein Verändlungs-mittel besteht, so können seine Informationen mit gleicher Schnelligkeit den Fischern übermittelt werden. Die Erkundung der Gewässer von Bord eines Flugzeuges aus ist nicht einmal sonderlich schwierig. Man hat oft genug festgestellt, daß das menschliche Auge ohne Hilfe durch verhältnismäßig tiefes und klares Wasser hindurchsehen kann. Es ist also leicht, sich vom Apparat aus ein Bild darüber zu machen, was die Wasser beherbergen, und beispielsweise eine Klippe von einem Sandberg, ein Alpenfeld von einem Vaidplatz von Fischen zu unterscheiden. In diesen Dingen leistet das menschliche Auge sogar bessere Dienste als der photographische Apparat, da es ungleich empfindlicher auf Farben reagiert. Die Fischplätze sind aber gerade durch ihre verschiedenen Färbungen kenntlich. So zeigt beispielsweise eine rötliche Zone den Zug eines Tunfischschwarmes und ein östiger Fleck einen Heringszug an, während im Wasser in bestimmten Zwischenräumen aufblühende Lichter die Anwesenheit von Sardinen verraten. Man kann zu diesem Zweck jeden Aeroplan, jedes Wasserflugzeug oder auch ein leuchtendes Luftschiff verwenden, ohne daß es einer besonderen Errichtung bedarf. Das Flugzeug nimmt nur einen Piloten, den Beobachter und den Apparat für die Nachrichtenübermittlung an Bord.

**Die Welt der Kühlhallen.** Die Erzeugung künstlicher Kälte ist in diesen Tagen der großen Hitze zur Erhaltung der Nahrungsmittel besonders notwendig, aber die künstliche Kälte spielt in unserem Leben eine noch viel größere Rolle, und viele Dinge, von denen wir es nicht ahnen, werden ihrer erhaltenden Kraft unterworfen. Die Kälteindustrie hat in den modernen Ländern einen erstaunlichen Umfang angenommen. In England z. B. gibt es Kühlhallen, die einen Raum von mehr als 20 Millionen Kubikfuß umfassen; in London werden jährlich 200 Millionen Eier durch Kälte frisch erhalten, während die Menge des auf diese Weise konservierten Fleisches mehr als 100.000 Tonnen beträgt. Gegen 100 verschiedene Industrien hängen in mehr oder weniger hohem Maße von der Verwendung künstlicher Kälte ab, und viele Tausende von Händen sind in diesem Gewerbe beschäftigt. In Amerika dienen die Kühlhallen nicht nur dazu, um Nahrungsmittel für lange Zeit frisch zu halten, sondern es werden aus ihnen auch kalte Luftströme nach den Hotels,

Restaurants und Theatern geleitet, um einer größeren Anzahl von Menschen Erfrischung und Kühlung zuzuführen. Man geht jetzt damit um, auch Privathäuser die Segnungen künstlicher Kälte zugänglich zu machen und eine Ventilation einzurichten, die frische Luft bringt, auch wenn die Fenster geschlossen sind. Diese richtige Welt der Kühlhallen ist ein wertvolles Reich. Die Waren müssen sehr sorgfältig behandelt werden. So muß man z. B. Eier und Zitronen in verschiedenen Gebäuden aufbewahren; es genügt nicht, sie in besonderen Räumen zu lagern, da die Zitronen den Geschmack der Eier beeinflussen, selbst wenn sie durch eine dicke Mauer getrennt sind. Bananen und Butter müssen ebenfalls getrennt sein, dagegen sind Zwiebeln verhältnismäßig harmlos; sie beeinflussen andere Nahrungsmittel nur, wenn sie gedrückt oder zerhackt sind. Fisch muß in eigenen Gebäuden für sich lagern. Riesige Mengen von Süßigkeit werden jedes Jahr in den Kühlhallen aufbewahrt. Eine merkwürdige Ware, die ein Besucher in einem englischen Kühlraum fand, war eine große Menge tierischer Schilddrüsen, die für Heilzwecke verwendet werden. Eine andere lustige Ware bildeten eine Anzahl Schlangen, die von einem Menageriebester auf Lager gegeben waren, um sie gesund zu erhalten, bis er sie wieder für seine Schauzwecke braucht. Interessante Versuche wurden mit Getreidesamen in Kühlhallen angestellt. Indem man den Samen lange Zeit niedrigen Temperaturen aussetzt, hofft man ihn der Kälte anzupassen, so daß er auch dem härtesten Winter widerstehen kann. Selbst als Sanatorium dienen Kühlhallen. Man hat in neuester Zeit Heusieberkrankte hierhergebracht, die eine zeitlang in den gefährlichen Sommermonaten zwei Stunden täglich in der Kälte sitzen und dadurch in ihrem Leiden außerordentlich gebessert wurden. Die Mauern der Kühlhäuser sind ganz besonders gebaut, um die kalte Luft festzuhalten, die von den Maschinen erzeugt wird; sie werden mit Stoffen belegt, die keine Hitze leiten.

**Leuchtende Tiere.** Schon in alten Zeiten haben sich die Naturforscher ganz besonders für Tiere interessiert, denen die Eigenschaft anhaftete, im Dunkeln zu leuchten. Man führte diesen Umstand auf das Vorhandensein von Phosphor im Organismus zurück, weil damals Phosphor als der einzige selbst leuchtende Stoff bekannt war. Mit der Zeit jedoch stellten die Gelehrten fest, daß im Grunde der Phosphor nichts mit den phosphoreszierenden Erscheinungen zu tun hatte. Die Quelle des Lichtes geht vielmehr von einem besonderen Bazillus aus, den man „Bacillus phosphorens aureus“ nennt. Neucdings verkündeten einige Naturforscher, daß es sogar leuchtende Schmetterlinge und Raupen gebe. Daraufhin begann man die betreffenden Gattungen zu untersuchen; und es zeigte sich, daß tatsächlich einige Exemplare leuchteten, andere wieder nicht. Die Wissenschaft stand vor einem neuen Rätsel. Erneute Untersuchungen sollten es lösen, und das Hauptverdienst auf diesem Gebiet wies dem deutschen Naturforscher Dr. Schulz zugesprochen. Bei der Beobachtung der Leuchtorgane von Schmetterlingen und Raupen stellte er fest, daß sich diese Organe leicht mit dem Fingerringel entfernen lassen. Eine genauere Untersuchung ergab, daß die leuchtende Substanz phosphoreszierende Bakterien enthielt. Mit anderen Worten: der Schmetterling hatte mit seinen Fühlern vermutlich die Leuchtorgane irgendeines von Bakterien angelegten Gegenstandes berührt, und kleine Bazillen waren an den Fühlern haften geblieben. Nach diesem Beispiel bewiesen andere Forscher, daß auch andere leuchtende Wesen nur aus oben erwähnter Ursache leuchten. Auf diese Weise war auch die Legende von den Leuchtwürmern aus der Familie der Tausendfüßler zu erklären, die Dubois in seinem „Lecons de Physiologie“ eingehend behandelt. Dubois suchte diese leuchtende Substanz in den Verdauungsorganen der Tausendfüßler; andere Gelehrte suchten die Leuchtquelle in anderen Organen. Neuere Untersuchungen ergaben aber, daß gerade die Tausendfüßler mit Vorliebe Schutz in morschem Holz suchen, wo sie sich mit phosphoreszierenden Bakterien infizieren können. Die Entdeckungen von Dr. Schulz sind somit von großer Wichtigkeit. Vor allem beweisen sie, daß die Zahl der leuchtenden Wesen tatsächlich nicht groß ist; und außerdem weisen sie den Forschern einen neuen Weg, der vor Irrtum schützt.

**Wie alt ist die Syphilis?** Ueber das Alter dieser verderblichen Zeuche haben bis in die neueste Zeit hinein sehr verschiedenartige Anschauungen geherrscht. Am klassischen Altertum soll sie unbekannt gewesen sein; nach einer anderen Ansicht haben die Kreuzfahrer die Lustseuche aus dem Orient, wieder nach einer anderen Behauptung haben die Matrosen des Columbus diese Infektionskrankheit aus der Neuen Welt mitgebracht. Demgegenüber betrachten andere Gelehrte die Taishache als selbständig, daß die Syphilis schon zu prähistorischer Zeit in Europa heimisch war. Diese Annahme stütze sich auf Knochenfunde in der Auvergne, wo vor vierzig bis fünfzig Jahren in einer alten Grabstätte männliche Knochenreste gefunden worden sind, die die charakteristischen Merkmale syphilitischer Erkrankungen an sich tragen. Diese Annahme hat später durch neue Funde eine starke Stütze erhalten. In einer Sammlung prähistorischer Knochen, die sich im Museum von St. Germain-en-Laye befindet, hat der französische Arzt Dr. Raymond einzelne Stücke gefunden, die deutlich die für die syphilitischen Knochenentzündungen charakteristischen Veränderungen aufweisen. Um ganz sicher zu gehen, legte Dr. Raymond diese Knochen einem der bedeutendsten französischen Mediziner, dem bekannten Professor Lannelongue vor, ohne ihm mitzuteilen, woher sie stammten. Der Professor erklärte ohne Bedenken, daß die Knochen von einem Syphilitiker herührten. Die beiden Stücke, ein Oberarmknochen und ein Ellbogen, sind auch der französischen medizinischen Akademie vorgelegt worden, die das gleiche Gutachten abgab. Die Knochen stammen aus Ausgrabungen her, die im Jahre 1872 im Departement Marne vorgenommen wurden, und deren Alter man auf 5000 Jahre schätzt. Daraus geht hervor, daß die Syphilis schon in vorhistorischer Zeit in Europa heimisch gewesen sein muß.



# Vollwirtschaft und Sozialpolitik.

## Der Streik der Glashüttenarbeiter erfolgreich beendet!

Nach langen und schweren, zweitägigen Verhandlungen ist es gelungen, eine Einigungsbasis zu finden, auf Grund deren am Donnerstagabend in den Versammlungen der Beschäftigte der Glashütten der Beschluß gefaßt wurde, den Streik als beendet zu erklären und Freitag früh die Arbeit aufzunehmen. Die Gewerkschaftsorganisation konnte mit ruhigem Gewissen vor die Arbeiter hinstreten und erklären, daß dieser Vorschlag der Arbeitsaufnahme einen bedeutenden Erfolg des Kampfes bedeutet. Es wurde in allen Versammlungen der Beschäftigten zur Arbeitsaufnahme einstimmig gefaßt und den Vertrauensmännern, sowie der Gewerkschaftsorganisation das vollste Vertrauen ausgesprochen. Der Kampf, den die Glashüttenarbeiter zu führen hatten, war gewiß ein schwerer, was schon sein äußerer Charakter zum Ausdruck brachte, da es in der Praxis der Glasarbeiterkämpfe noch nie dagewesen ist, daß auch die Schürer von den Hochöfen sich dem Streike angeschlossen haben, und es müssen schon schwerwiegende Gründe sein, wenn sich die Glasarbeiter zu einem derartigen Beschlusse durchgerungen hätten, der eine große Bedeutung für sie beinhaltet, weil dadurch die Gefahr der Stilllegung der ganzen Hochöfen heraufbeschworen wurde. Aber andernteils haben die Glasarbeiter in diesem Beschlusse die einzige Möglichkeit, die Unternehmung von ihrem despotischen Standpunkte abzubringen und in das System des Herrn Dr. Fiedler als Leiter des Industriellenverbandes eine Brücke zu schlagen.

Dieser Mann hat es wirklich verstanden, die allgemeine schlechte Wirtschaftslage der Glasindustrie auszunützen zu dem Zwecke, um in der streulosesten und rücksichtslosesten Weise den Kampf gegen die Glasarbeiter zu führen und jeder, der Gelegenheit hatte, mit diesem Herrn zu verhandeln, wird sich sagen müssen, daß nicht gleich ein zweiter Scharfmacher mit derartig abstoßendem und brüskem Benehmen zu finden ist. Es galt also den Kampf nach zwei Richtungen zu führen, deren eine darin bestand, gegen das Prinzip der Industriellen anzukämpfen, und erst in zweiter Linie kam die Frage des Lohnabbaues in Betracht.

Nach am vergangenen Dienstag, als sich die Vertrauensmänner bei den Verhandlungen bemühten, durch einen Vermittlungsvorschlag eine Beilegung des Konfliktes zu ermöglichen, wurde ihnen als Entgegnung von Dr. Fiedler in herrischem Tone zur Antwort gegeben, daß es ganz ausgeschlossen sei, daß die Unternehmer mit den Arbeitern, solange nicht die Arbeit aufgenommen ist, verhandeln, und daß es ganz unmöglich sei, daß alle Arbeiter wieder eingestellt werden können, da bereits sechs Glasöfen gelöscht seien und mehr als 500 Arbeiter als entlassen angesehen werden müßten. Deshalb mußte wieder resultatlos auseinandergegangen werden und erst dem Umstande, daß die Gewerkschaftsorganisation am nächsten Tage nochmals an die Herren die Frage richtete, ob das das letzte Wort sei, welches sie in diesem Kampfe zu reden haben, sie aufmerksam machte, daß die Arbeiter in ihrer Verzweiflung dazu gezwungen werden, auch die technische Nothilfe unmöglich zu machen, und der Kampf, wenn er weiter dauere, noch bedeutend verschärfte Formen annehmen müsse, — erst dadurch gelang es, eine neue Verhandlungsbasis zu finden, welche schon einen Erfolg bedeutete, weil die Herren von ihrem prinzipiellen Standpunkte abgegangen waren, den sie am Tage vorher eingenommen hatten. Es wurde zwei Tage über jeden einzelnen Streitpunkt gerungen, und es war auch möglich, in finanzieller Hinsicht bedeutende Zugeständnisse zu erreichen. Das Resultat des einen Tages genügte aber den Vertrauensleuten noch nicht, um damit vor die Arbeiterschaft treten zu können und es wurde nochmals am zweiten Tage die Verhandlung fortgesetzt, wobei es wiederum gelang, einige bedeutende Zugeständnisse in der Lohnfrage zu erzielen. Das gesamte Ergebnis des Kampfes ist, daß die Unternehmer durch die Geschlossenheit der Glasarbeiter gezwungen wurden, von ihrem diktatorischen Standpunkte abzulassen, was einen großen prinzipiellen und moralischen Erfolg für die Glasarbeiter bedeutet, weil dadurch eine Brücke in ein System gelegt wurde, welches eine Gefahr für die gesamte Arbeiterschaft bedeutet, und dieser Sieg nicht nur den Glashüttenarbeitern des Hiesigen, sondern der gesamten Glasarbeiter dieses Staates zugute kommt. Ein weiteres Ergebnis ist, daß der Streik nicht als Unterbrechung des Arbeitsverhältnisses gilt und daß alle Arbeiter wieder eingestellt werden müssen. In der Lohnfrage wurde gegenüber dem Diktat eine zwei bis fünfprozentige Verbesserung herbeigeführt, sodas die gesamte Lohnreduzierung ab 16. Juli für diejenigen Arbeiter, welche fünf Tage arbeiten, 2 Prozent, für alle anderen, welche sechs Tage arbeiten, 5 Prozent beträgt.

Dann gelang es bei einer ganzen Reihe von Arbeitern überhaupt jeden Lohnabbau zu verhindern. So kann das Ergebnis des Kampfes wirklich ein günstiges genannt werden und der Arbeiterschaft der Abbruch des Streikes anempfohlen werden. Die Verhandlungen selbst zeigten auch, daß die gesamte Arbeiterschaft den Wert dieses Erfolges zu ermessen weiß, und es ist in allen Versammlungen der Beschäftigten zur Arbeitsaufnahme stimmeneinmütlich gefaßt worden.

**Stellenlosenunterstützung.** Während die allgemeine Pensionsanstalt ihren arbeitslosen Versicherten, sofern sie keine staatliche Arbeitslosenunterstützung beziehen, Stellenlosenunterstützung gewährt und dafür bedeutende Summen auslegt, haben manche Ersatzinstitute diese Einrichtung noch nicht eingeführt. Dieser Vorwurf trifft insbesondere die Pensionsanstalt für die Jüderindustrie und es ist dringend notwendig, daß der Verband der Pensionsinstitute hier Abhilfe schafft und das Interesse der Versicherten auch dieses Versicherungsträgers wahr.

**Die Volllösung von der deutschen Währung.** Eine der traurigen Folgen der Vernichtung der deutschen Mark ist, daß Landesteile, die infolge des Friedensvertrages mit Deutschland nur in losen Zusammenhänge stehen, aber deutsch sind, der deutschen Währung den Rücken kehren und damit ihre Zusammengehörigkeit mit dem Mutterlande weiter lockern. Jetzt hat der Freistaat Danzig Vorbereitungen zum Uebergange zu einer neuen Währung getroffen und entsprechende Vorschläge dem Völkerverbund unterbreitet. Die neue Währung soll sich an das englische Pfund anlehnen, mit dessen Kurs am Weltmarkt die Danziger Währung in Uebereinstimmung gehalten werden soll. Das Pfund wird in hundert Gulden, der Gulden in hundert Heller geteilt. Die Konstruktion des Geldes ist insofern eigenartig, als die auf dem Dezimalsystem beruhenden Münzeinheiten, der Gulden und der Heller, für einen Staat mit großem Handels- und Gewerbebetrieb sehr klein sind. Der Gulden wird etwa gleich 20, der Heller gleich 0,2 Goldpfennigen sein. Die Geringfügigkeit dieser Werte läßt darauf schließen, daß sie sich auch nur als Scheidemünzen durchsetzen werden, daß aber die eigentliche Rechnungseinheit das englische Pfund, das etwa 20 deutschen Goldmark entspricht, sein wird. Danzig ist bis heute den Elendsweg der deutschen Mark gegangen. Die Aufrechterhaltung der deutschen Währung war ein starkes Band, das den von Deutschland völkerrechtlich unabhängigen Staat wirtschaftlich an Deutschland fesselte. Es wurde noch befestigt durch die Bestrebungen der deutschen Wirtschaftspolitik, enge wirtschaftliche Beziehungen mit dieser alldentschen, jetzt durch Friedensvertrag und polnischen Korridor von Deutschland getrennten Stadt aufrechtzuerhalten. Die Ausfuhrpolitik begünstigte selbst in den schwersten Zeiten die Versorgung Danzigs mit deutschen Lebensmitteln und Industrieprodukten und betonte so die Einheit Danzigs mit Deutschland. Jetzt kommt der wirtschaftliche Trennungstrieb trotz alledem und der Tag ist nicht mehr fern, wo die deutsche Mark für Danzig „fremde“ Währung sein wird. Das wird natürlich auf die Gestaltung Danzigs zum Mutterlande von starkem Einfluß sein. — Ähnlich wie das deutsche Danzig jetzt sein Ausschließen aus der deutschen Währung vorbereitet, ist vor einiger Zeit das Saargebiet zum Franken und später das Remeland zur litauischen Währung übergegangen. Ueberall machte sich gegen die Einführung der fremden Währung zunächst ein starker Widerstand der Arbeiterschaft geltend, der später aber durch zwingende wirtschaftliche Notwendigkeit — die durch den Niedergang der Mark gesteigert wurde — und durch den Druck der Besatzungsmächte überwunden wurde. Alle diese Grenzlandbezirke sind durch die Ab-

kehr von der deutschen Währung wirtschaftspolitisch dem Mutterlande mehr oder minder entfremdet worden. Daß es so kam, ist in erster Linie Schuld des Versailler Diktats. Mitschuld an der ganzen Entwicklung sind aber alle die Prozentpatrioten, die das Deutschtum so oft im Grunde führen, es aber unterlassen haben, durch aktive Währungspolitik und durch ausreichende Beschäftigung an den Staat den Sturz der Währung rechtzeitig aufzuhalten.

**Beilegung des Lodzer Textilarbeiterstreiks.** Aus Lodz, den 21. Juli wird gemeldet: Die Verhandlungen zwischen den Vertretern der Lodzer Textilindustrie und den streikenden Arbeitern dauerten unter dem Vorstehe des Arbeitsministers Darowski die ganze Nacht hindurch. Um 4 Uhr morgens ist es gelungen, eine Verständigung zu erzielen und wird der Streik in der Textilindustrie auf folgender Grundlage liquidiert: Die Arbeiter erhalten sofort eine 67%ige Lohnerhöhung. In der Zukunft wird die Regelung der Löhne immer in zwei Wochen auf Grund der Festsetzung der Teuerung seitens der statistischen Hauptkommission erfolgen.

### Devisenkurse.

Die tschechische Krone notiert in:

Paris	Schw. Frank	16.90/00
Berlin	Mark	8478.00
Wien	Sher. Kr.	2181.00

### Züricher Schlusskurse am 21. Juli.

	Geld	Ware
Paris	33.20/00	33.35/00
London	25.94/00	26.00/00
Berlin	0.00.16/50	0.00.18/00
Mailand	24.30/00	24.45/00
Holland	221.50	222.50
Wien	0.00.79/00	0.00.79/75
Budapest	0.04/75	0.03/25
Braun	16.85/00	16.95/00
New York	5.64/00	5.65/50
Belgrad	5.90/00	6.10/00
Warschau	0.00.38/00	0.00.48/00

### Literatur.

**Sozialistische Jugendschriften.** Im Arbeiterjugendverlag (Berlin SW. 68) sind vier kleine Broschüren erschienen, deren Lesüre und Verbreitung auch unserer proletarischen Jugend zu empfehlen ist. Rudolf Abraham erörtert „Die Theorie des modernen Sozialismus“ in leicht verständlicher, vielleicht aber etwas zu revisionistischer Weise. Eine Einführung in die Geschichte der proletarischen Jugendbewegung ist die auf soziologischer Grundlage

aufgebaute Arbeit Karl Korns „Die Arbeiterjugendbewegung“ und mit der Bedeutung der Bildungsfragen für die Jugend beschäftigt sich Johannes Schult (Die Schule der arbeitenden Jugend). Die Stellung der deutschen Arbeiterjugend zur Verfassung des Reiches bespricht Erich Ollenhauer in der temperamentvollen Schrift „Arbeiterjugend und Republik“. Im Verlag der Buchhandlung Freiheit ist gleichzeitig mit diesen Broschüren eine Abhandlung des auch als Journalist bekannten Gerhard Seger „Was ist historischer Materialismus?“ erschienen, die dieses schwierige Problem unseren Jugendlichen näher bringt.

### Kunst und Wissen.

**Schluss der Spielzeit 1922-23.** Die diesjährige Spielzeit wird Freitag, den 27. Juli mit Kalmans melodischer Operette „Holländische Hochzeit“ beendet. **Abchied Berthold-Müller-Sterned.** Heute Sonntag verabschiedet sich Johanna Berthold nach langjähriger erfolgreicher Wirksamkeit als Marschallin in der Musikkomödie „Der Rosenkavalier“ vom Prager Publikum. Den Ochs von Verchman singt zum letztenmal Berthold Sterned, der mit Ende dieser Spielzeit ebenso wie Maria Müller einem Rufe an die Münchener Nationaloper folgt. Beide Künstler verabschieden sich Dienstag in Webers Oper „Freischütz“ in ihren Glanzpartien des Raspor und der Agathe. Kartenverkauf an der Tageskasse.

**Neues Theater.** Heute Sonntag Abchied Berthold-Sterned „Rosenkavalier“. Morgen Montag die lustige Gesangsposse „Er und seine Schwester“, Dienstag Abchied Müller-Sterned „Freischütz“, Mittwoch das neue Lustspiel „Die Erwachsenen“, Donnerstag die Schulkomödie „Fischmann als Erzähler“, Freitag letzte Vorstellung der Saison „Holländische Hochzeit“.

**Erste Vorstellung der neuen Spielzeit 1923-24.** Die nächste Spielzeit 1923-24 wird Samstag, den 1. September mit Edmund Coslers Operettenschwank „Die schöne Mama“ eröffnet.

### Aus der Partei.

**Jugendbewegung.** **Kreisbesprechung Karlsbad.** Sonntag, den 22. Juli findet um neun Uhr vormittags im Hotel „Wachtmeister“ in Fischern eine Kreisbesprechung der Genossinnen statt. Auf der Tagesordnung stehen: Die Aufgaben der weiblichen Arbeiterjugendbewegung in der Jugendbewegung (Marian Genossin Günsel-Graslich) und freie Aussprache.

### Mitteilungen aus dem Publikum.

**Das Beste für Ihre Augen**  
liefert **Optiker Deutsch, Prag,**  
Graben 25, Kl. Bazar.  
1332

**„Ebenia“-Gewinnaktion.** Seit der letzten Veröffentlichung am 3. Mai d. J. zählen wir über 4000 aus, weiter wurden 300 Wertgegenstände ausgefolgt. Einen weiteren Haupttreffer per K 1000 gewann Frau Sommer aus Bllin. Zusammen wurden über ausgefolgt K 21.500 und 900 Wertgegenstände. Dabei bleibt die Qualität der Ebenia-Creme unübertroffen. Verlangt daher ausschließlich „Ebenia-Creme“, denn Ihr habt eine Gewinnmöglichkeit.  
1757

Herausgeber: Dr. Ludwig Czoch und Karl Cermak.  
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Straub.  
Druck: Deutsche Zeitungs-Druckerei, Prag.  
Für den Druck verantwortlich: D. Polik.

**Verbreitet den „Sozialdemokrat“.**

**Deutscher Theatergarten**  
**Heute großes Konzert**  
Anfang 9 Uhr

**Alle Bücher**  
liefert rasch und billig die  
**Buchhandlung Freiheit**  
Teplic, Záhnan,  
Theresienstraße Nr. 18.  
Großes Lager in preiswerter  
Gelegenheitskäufen.  
Verzeichnisse senden wir  
auf Wunsch kostenlos.

## Unio-Fliegenfänger

spart viel Aergern und Geld!  
Unio-Werke, G.m.b.H., Pilsen,  
Filiale PRAG I, Mikuláská 32.

1 9 2 3



**Zweite deutsche Land- und forstwirtschaftliche Wanderausstellung**  
Gewerbe-Industrie- und Warenschau  
25. August - 10. September  
1759

Verlangen Sie die führenden amerikanischen prima Schweine-Schmalzmarken und schönsten Speckschnitte

**„Apec“ und „Morrell“**  
1201 Vertreter für die Cechoslowakei:  
**Robert Stránský, Prag II., Jungmannova 33.**  
Drahtanschrift „Rostra“ Telefon 6657

Altbewährt ist **Spaleks**  
Czernosecker Weintreslern Essig  
er ist und bleibt der beste.  
**Weinessigfabrik**  
**Quido Spalek Sohn, Leitmeritz.**  
Modernst eingerichteter Gärungsbetrieb. 1357-1

**Warnung !!** 1680  
Verlangen Sie in Ihrem eigenen Interesse bei Ihrem Konsumverein od. beim Kaufmann ausschließlich nur den bestbewährten Fliegenfänger  
**KOH-I-NOOR**  
Erste Prager Fliegenfänger-Fabrik  
Prag-Vrbovic Nr. 448/V. Tel. 7899.



**Folgen Sie dem Schutzmännchen**  
und tragen Sie wie er, **BERSON-Gummlabsätze u. Gummisohlen!**  
Sie erleichtern den schweren Dienst, schützen vor Nässe und Kälte, schonen die Füße und geben einen geräuschlosen Gang!

**BERSON**  
**Gummlabsätze und Gummisohlen**  
lassen Sie sich von Ihrem Schuhmacher anbringen, Sie werden keine anderen mehr tragen!